Franklin's Leben und Schriften.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Benjamin Franklin's
Leben und Schriften,

nach der von seinem Enkel,

William Temple Franklin,

veranstalteten

neuen Londoner Original-Ausgabe;

mit Benutzung

des

bei derselben bekannt gemachten

Nachlasses und früherer Quellen

zeitgemäß bearbeitet

von

Dr. A. Binzer.

Zweiter Theil.

Kiel,

Universitäts-Buchhandlung.

1829.

His lib'ral soul, his worth, his actions scan,
Go, reader, go and imitate the man.

Lamont, Lines to the memory of B. F.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Seite

Franklin's Leben. Erste Abtheilung. Selbstbiographie. Fortgeführt bis in's ein und funfzigste Lebensjahr 1

Franklin's Leben. Zweite Abtheilung, geschrieben von seinem Enkel, W. Temple Franklin 148

Zweiter Theil.

Franklin's Leben, bis zum Tode. Schluß der zweiten Abtheilung 1

Anhang zum Leben, Begräbniß ꝛc. 96

Franklin's Ansichten über Gegenstände der Religion und Moral.

1. Liturgie, zu Franklin's Privatgebrauch 131
2. Tugend-Verein 145

   Darin enthalten: Methode der Selbstprüfung und Uebung in den vorzüglichsten Tugenden.

3. Ueber Kirchlichkeit 160
4. Ueber das alte Testament............... 163

Seite
5. Ueber Unglauben und Orthodoxie......... 164
6. Ueber den Verfolgungsgeist rc. 165
7. Parabel gegen die Intoleranz............ 176
8. Ueber den Testeid und die Bezahlung der Prediger.............................. 180
9. Ueber die Ordination der Geistlichen in Amerika.................................. 181
10. Ueber den Prediger Whitfield........... 184
11. Ueber die Sekte der Dunkers............ 187
12. Ueber die Ketzer......................... 190
13. Ueber den Verlust der Freunde.......... 191
14. Ueber Nachruf und Unsterblichkeit....... 196
15. Franklin's Glaubensbekenntniß (kurz vor seinem Tode)............................ 200
16. Ueber wahre Glückseligkeit............... 206
17. Gespräche über Tugend und Freude.
Erstes Gespräch........................ 210
Zweites Gespräch....................... 221
18. Die moralische Rechenkunst; ein Mittel, in zweifelhaften Fällen zu einer Entscheidung zu gelangen........................ 232
19. Was Ein Mann leisten kann............. 234
20. Ueber Dankbarkeit........................ 236
21. Ueber das Duell.......................... 238
22. Parabel über die brüderliche Liebe....... 240
23. Ueber Wohlthätigkeit.................... 243
24. Ueber Dienst und Verdienst............. 244

Franklin's Leben.

Schluß der zweiten Abtheilung,

geschrieben von seinem Enkel,

W. Temple Franklin.

Wir haben Franklin in seinem ein und siebzigsten Lebensjahre verlassen, und dennoch im Begriff, eine neue Epoche seines gehaltreichen Lebens zu beginnen.

Die Britisch-Amerikanischen Kolonien hatten ihre Unabhängigkeit ausgesprochen; dazu gehörte eben nicht viel, allein damit war auch nicht viel gewonnen. Jetzt sollten sie dieselbe erfechten und behaupten, und zwar im Kampfe gegen Großbritannien, gegen die mächtige und gefürchtete Herrscherin der Meere. Ein mehr als kühnes Unternehmen! Zwar hatten die Amerikaner, ihrer Ueberzeugung nach, das Recht auf ihrer Seite, und Vertrauen genug in ihre eigene Willenskraft; allein es ist auch schon bemerkt worden, daß sie dennoch bald zu der Einsicht kamen, ohne fremde Hülfe nichts ausrichten zu können, und daß, um diese zu erlangen, Franklin nach Europa sich wenden sollte, und zwar zunächst nach Frankreich, dessen Regierung, der Wahrscheinlichkeit nach, am leichtesten für die Sache Amerika's zu gewinnen

sein mußte, weil es in ihrem Interesse lag, die Macht der alten Nebenbuhlerin auf jede nur mögliche Art zu schwächen.

Franklin aber war, während seines Aufenthalts in London, durch seinen umfassenden Geist und insbesondere durch seine Forschungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, mit den ausgezeichnetsten Menschen des Europäischen Kontinents in Berührung gekommen, und hatte jedem, der ihn kennen lernte, Achtung eingeflößt. Er hatte ferner in seinen diplomatischen Verhandlungen am Londoner Hofe eine Klugheit und eine Charakterstärke gezeigt, die man vielleicht eben so selten vereinigt findet, als die ungewöhnliche Körperkraft und die heitere Lebendigkeit der Seele, die ihn auch im höchsten Alter nicht verließen. Er besaß endlich das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger und hatte sich schon oft desselben würdig gezeigt. So war es natürlich, daß die Wahl auf ihn fiel, und nicht minder natürlich, daß er sie annahm.

Den 26. Oktober 1776 verließ Franklin, in Begleitung seiner beiden Enkel, William Temple Franklin und Benjamin Franklin Bache, die Stadt Philadelphia, und

ging am folgenden Tage, am Bord der Amerikanischen Kriegs-Sloop Reprisal, von sechzehn Kanonen, von Marcus-Hook aus, in See. Der Kapitän Wickes hatte den Befehl, sich nicht unnöthigerweise in Gefechte einzulassen; er benutzte daher die große Schnelligkeit seines Schiffes, um den Britischen Kreuzern, die auf dasselbe Jagd machten, zu entgehen, nahm unweit der französischen Küste zwei Englische Kauffahrtei-Briggs, und ging den 29. November in der Bai von Quiberon vor Anker. Hier ward Franklin durch widrige Winde noch mehrere Tage aufgehalten, und endlich am 3. December mit einem Fischerboot bei Auray in der Bretagne ans Land gesetzt. Während dieser, fünf und eine halbe Woche dauernden Ueberfahrt hatte er sich mit der Französischen Sprache schon so vertraut gemacht, daß er sich mit Geläufigkeit in derselben auszudrücken vermochte. — In Auray war kein Wagen zu bekommen; man mußte daher einen Postwagen, der schlecht genug war, aus Vannes holen lassen, und konnte erst am 4. die Landreise beginnen. In Franklin's Tagebuch von dieser Reise findet sich unter andern folgende Bemerkung, die als ein Belag dienen kann, wie

jugendlich der alte Mann noch Alles, was ihn umgab, beachtete. — »Den 6. Dec. Gestern begegneten uns auf der Straße von Nantes einige Bäuerinnen, die rittlings zu Pferde saßen. Sie waren alle von schöner Gesichtsfarbe, weiß und roth, und eine derselben war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Auch die Männer dieser Gegenden sind weißer und hübscher, als im nördlichen Frankreich.«

Am 7ten kam er mit seinen Enkeln in Nantes an, wo einige Freunde Amerika's ihm einen freundlichen Empfang bereitet hatten. Ermüdet von der Reise, ließ er sich bereden, ein paar Tage in dem Landhause eines Herrn Gruel zu verweilen, und empfing hier viele Besuche von Leuten, die ihm zu seiner Ankunft Glück wünschten, und ihre Hoffnung aussprachen, daß seine Anwesenheit in Frankreich für die Sache Amerika's heilbringend sein werde ꝛc. Auch erhielt er manche nützliche Auskunft über den Stand der Angelegenheiten am Französischen Hofe, und erfuhr zu seiner großen Freude, daß die Regierung bereits eingewilligt habe, die Amerikaner mit einer Sendung von 200 Stück metallenen Kanonen und 30,000 Flinten, nebst einigen andern

Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, daß diese bereits eingeschifft, und ehestens, unter dem Geleit eines Französischen Kriegsschiffes, abgehen würden.

Franklin hielt es für das Beste, um diese Zeit noch keinen öffentlichen Charakter anzunehmen, bis er wisse, ob der Hof geneigt sei, Abgesandte des Kongresses öffentlich zu empfangen, und sandte, um einerseits das Ministerium nicht in Verlegenheit zu bringen, andererseits sich selbst und seine Kollegen nicht einer ungnädigen Abweisung auszusetzen, einen Expressen an den, bereits in Paris sich aufhaltenden Herrn Deane, mit dem Auftrage, die nöthigen Erkundigungen deßhalb einzuziehen, und ihm darüber baldigst Bericht zu erstatten. Der Glaube, daß Franklin zum Zwecke einer Unterhandlung gesandt sei, ward inzwischen in Nantes herrschend, und schien allgemeine Freude zu erregen.

Am 15. December trat Franklin seine Reise nach Paris an, wo er bis zum 7. Januar blieb; dann zog er mit den Seinigen nach Passy, einem in der Nähe der Residenz sehr hübsch gelegenen Dorfe, wo er das große und schöne Haus des Herrn le Ray de Chaumont, eines sehr wirksamen Freundes der Amerikanischen

Sache, bezog und über sieben Jahre lang bewohnte. Privatim ward er vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen de Vergennes, mit ausgezeichneter Achtung empfangen, und erhielt die Versicherung, daß er, so wie die andern ihn begleitenden Amerikaner, alle Sicherheit und alle Rechte genießen würde, die den übrigen Auswärtigen zugestanden wären.

Zu Anfang des Monats Januar, 1777, begab sich Franklin mit seinen Kollegen nach Versailles, und überreichte dem Minister die schriftlichen Vorschläge des Kongresses, um die Französische Regierung zu bewegen, für das Wohl der Vereinigten Staaten sich thätig zu interessiren, und eine Flotte nach Amerika zu senden, um die dort stationirte Englische zu bekämpfen. Er erhielt aber auf diese Vorschläge damals noch keine Antwort, weil die Regierung nicht vorbereitet war, sich öffentlich in den Kampf zu mischen, und erst fernere Nachrichten über den Gang der Angelegenheiten und zuverlässigere Proben von der Ausdauer der Amerikaner und dem wahrscheinlichen Erfolge ihrer Waffen abwarten wollte.

Franklin konnte daher hier nicht mit der gewohnten Offenheit verfahren, er mußte sich für

den Anfang damit begnügen, indirekte zu wirken, und that dies mit dem größten Erfolg. Er suchte deßhalb zuerst die Stimmung des Publikums und die Ansichten des Hofes und der Minister zu erforschen, und überzeugte sich bald, daß die Regierung den Wunsch habe, den Krieg wenigstens in die Länge zu ziehen, und, wo möglich, jedenfalls etwas dazu beizutragen, die überwiegende Macht Englands zu schwächen. Sobald ihm darüber Gewißheit geworden, glaubte er schon einen Schritt weiter gehen zu dürfen; er bemühte sich, seine Bekanntschaften in den verschiedensten Zirkeln ohne Aufsehen zu erweitern, und wußte die einflußreichsten Männer nicht nur für sich zu gewinnen, sondern auch immer wärmer für den Freiheitskampf seines Vaterlandes zu interessiren. Außerdem publicirte er verschiedene anonyme Aufsätze, die schnell allgemein verbreitet wurden, und worin er seine Ideen über eine vernünftige Freiheit und eine gesunde Politik allgemein verständlich aussprach. So gelang es ihm schon im ersten Winter, die Regierung indirekte zu bewegen, die Amerikaner fortwährend, durch heimliche Geld- und Waffen-Sendungen, kräftig zu unterstützen, während dieselbe den Schein einer strengen Neu-

tralität zu behaupten trachtete, und selbst mehrere heimlich instruirte Individuen öffentlich zur Verantwortung zog und bestrafte.

Außerdem benutzte Franklin diese Zeit, um sich mit den Hauptorten der wichtigsten Europäischen Staaten in immer ausgedehntere Korrespondenz zu setzen, und insbesondere einen Traktat mit Spanien vorzubereiten. In dieser letzten Absicht machte er dem Spanischen Gesandten in Paris, dem Grafen d'Aranda, seine Aufwartung, und sandte ihm einige Tage später, am 7. April, ein Schreiben, worin er ihm die Propositionen vorlegte, die der Kongreß, als Basis einer Unterhandlung mit seinem Hofe, im December des vorigen Jahres dekretirt hatte. Später ward Herr Jay, als Amerikanischer Gesandter, nach Madrid gesandt, um die Verhandlungen an Ort und Stelle fortzusetzen.

Schon im Frühjahr dieses Jahres (1777) hatte die Sache der Vereinigten Staaten, nicht nur in Paris, sondern in dem größten Theile Frankreichs, einen so hohen Grad von Popularität erlangt, daß Franklin fortwährend von Menschen aus allen Ständen und Gegenden bestürmt und geplagt ward, ihnen Anstellungen in

der Armee seines Vaterlandes zu verschaffen. Er hatte zwar absichtlich und wesentlich dazu beigetragen, die günstige Stimmung, welche diesen Bewerbungen mit zum Grunde lag, zu erregen und zu nähren; allein nie hatte er sich unerlaubter Mittel dazu bedient, nie seine Zuflucht zu Vorspiegelungen und Unwahrheiten genommen. Er wußte nur die verschiedenartigsten Menschen schnell zu durchschauen, und ihnen dann die Sache seines Herzens so an das ihrige zu legen, und die Gründe für die Nothwendigkeit und Rechtlichkeit dieser Sache, die sein klarer Verstand ihm eingab, dem ihrigen so anschaulich zu machen, daß sie nicht umhin konnten, auch seine Ueberzeugung zu der ihrigen zu machen. Allein die unaufhörlichen, zum Theil nicht aus den reinsten Quellen fließenden Gesuche um Anstellungen, welche er selbst nicht zu vergeben hatte, raubten ihm so viele Zeit, daß er auf Mittel denken mußte, sich davon zu befreien. Er schreibt darüber an einen Freund:

»Sie ersuchen mich um eine Empfehlung für Herrn N. N., der in Amerikanische Dienste zu treten wünscht. Sie wissen, daß ich nicht gern etwas abschlage, obgleich ich es thun sollte, wenn

ich überzeugt bin, daß die Gewährung nur zum Nachtheil des Bittenden führen kann. — Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß die Franzosen oft, in Betreff der Empfehlungen, über jede billige Gränze hinausgehen. Sie geben Empfehlungsschreiben an Leute, deren Charakter ihnen wenig oder gar nicht bekannt ist, und erbitten solche Schreiben von Anderen, die sie eben so wenig kennen. Manchmal haben sie keinen andern Zweck dabei, als einen nichtsnutzen Menschen los zu werden, und ich habe schon das Unglück gehabt, daß meine eigenen, auf fremde gestützten Rekommandationen in Mißkredit gekommen sind. Wenn Sie nach dieser Erklärung noch eine Empfehlung für N. N. wünschen, so will ich sie geben, obgleich ich, wie gesagt, es nicht thun sollte. Ich werde in der That durch solche und ähnliche Bitten gar sehr geplagt. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht von Supplikanten überlaufen würde. Alle meine Freunde werden aufgesucht und gequält, mich zu quälen. Offiziere von hohem und niederem Rang, Damen, groß und klein, Alles kommt und bittet, so daß ich schon erschrecke, wenn ich eine Kutsche rasseln höre, und kaum eine Einladung mehr annehmen

mag, weil ich doch mein Glas Champagner nicht in Ruhe trinken kann. Glücklicher Weise träume ich nicht oft davon, so daß mir Nachts doch einige Stunden zur Erholung bleiben. Deßhalb, lieber Freund, will ich Sie inständigst bitten, wenn Sie mich nicht aus Frankreich hinausjagen wollen, so lassen Sie dieses Ihr drei und zwanzigstes Gesuch Ihr letztes sein rc.«

Für solche Fälle, in welchen er ein erbetenes Empfehlungsschreiben durchaus nicht ablehnen konnte, machte er sich ein stehendes Schema, worin er nur Namen und Datum abzuändern brauchte. Es hieß darin:

»Der Ueberbringer dieses rc. ist ein Mann, den ich gar nicht kenne, ich muß Sie daher, in Betreff seines Charakters, an ihn selbst verweisen, und bitte nur, ihn mit derjenigen Freundlichkeit aufzunehmen, auf die jeder Fremde, von welchem wir nichts Arges wissen, Ansprüche hat, und ihm diejenigen Dienste zu leisten, deren er sich, bei näherer Bekanntschaft, würdig erweisen wird. Ich bin rc. rc.«

Am 26. Mai erhielt Franklin eine Einladung zu einem Frühstück bei dem Gesandten des Großherzogs von Toscana, dem Abbé Niccoli.

Die Veranlassung dazu war, wie Franklin selbst erzählt, der Wunsch des Kaisers Joseph des Zweiten, der damals unter dem Titel eines Grafen von Falkenstein in Paris war, auf eine zufällig scheinende Weise die persönliche Bekanntschaft des Amerikaners zu machen. Allein es hatten sich zu viele Fremde eingefunden, und der Kaiser kam nicht.

Im September erschien in der Londoner Abendpost ein Bericht über die Experimente eines Herrn B. Wilson, welcher sich darzuthun bemühte, daß mit einem Knopf versehene Blitzableiter weit zweckmäßiger wären, als die von Franklin empfohlenen spitzen. Der Bericht war nicht günstig, und schon im Oktober ward die Unhaltbarkeit der Wilsonschen Ansicht in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften völlig erwiesen; doch wußte Wilson seinem Satze eine solche Wahrscheinlichkeit zu geben, daß der König die spitzen Ableiter seines Schlosses mit stumpfen vertauschen ließ. — In dem Glauben, daß es dem Herrn Wilson nur darum zu thun sei, den Ruhm Franklin's zu schmälern, oder auf Kosten desselben seinen eigenen zu begründen, ereiferten sich die Freunde des letztern gar sehr,

und forderten ihn auf, gegen Wilson zu schreiben. Er erwiederte:

»Ich habe mich nie in Streitigkeiten eingelassen, um meine philosophischen Meinungen zu vertheidigen, sondern dieselben stets ihrem Schicksale überlassen. Sind sie richtig, so werden Wahrheit und Erfahrung ihre Stützen sein; sind sie irrig, so ist's gut, wenn sie widerlegt und verworfen werden. Streitigkeiten dienen nur dazu, das Gemüth zu erbittern und die Ruhe zu stören. Ich habe kein eigennütziges Interesse bei der Aufnahme meiner Erfindungen, da ich niemals den geringsten Vortheil aus denselben zu ziehen beabsichtete. Daher kann es mir auch gleichgültig sein, ob der König den spitzen oder den stumpfen Ableitern den Vorzug giebt. Wenn ich in dieser Hinsicht einem Wunsche Raum geben sollte, so wäre es der, daß der König den Gebrauch der Erfindung ganz verworfen hätte; denn erst seitdem er sich und seine Familie vor den Blitzen des Himmels sicher glaubt, wagt er es, seine eigenen Blitze zum Verderben seiner unschuldigen Unterthanen zu gebrauchen *).«

*) Grimm schrieb in dieser Zeit von ihm: Der Dr. Franklin ist eben nicht redselig rc. Bei einem

Im Juni dieses Jahres schrieb Dr. Fothergill einen Brief an seinen Neffen Chorley, mit dem Wunsche, denselben seinem Freunde Franklin mitzutheilen. Er erzählt darin eine Reihe von unglücklichen Berichten aus Amerika, und wie auch die wärmsten Freunde der Amerikanischen Sache zu der Ueberzeugung gekommen seien, daß Alles verloren und der Krieg, zu Gunsten Englands, so gut wie beendigt sei. Die nur zu wahren Unglücksberichte wurden, auch auf andern Wegen, bald bekannt, und wirkten natürlich auf die Stimmung des Französischen Hofes so nachtheilig, daß Franklin's Lage in dieser Zeit nicht eben erfreulich sein konnte. Bald darauf war jedoch die Amphitrite mit Geschütz und Kriegsvorräthen aller Art aus Frankreich in New-Hampshire eingetroffen. Der Amerikanische General Gates hatte sich schnell derselben bedient, die sich sicher wähnenden Engländer bei Saratoga

---

Schmause schöner Geister fiel es einem der Herren ein, zu dem Dr. zu sagen: »Man muß gestehen, daß Amerika uns den Anblick eines großen und herrlichen Schauspiels gewährt.« — Ja, erwiederte Franklin bescheiden, nur Schade, daß die Zuschauer nicht bezahlen! —

Grimm's und Diderot's Korrespondenz.

(am 17. Oktober 1777) überfallen und den General Bourgoyne mit seiner ganzen Armee zur Uebergabe gezwungen. Die unerwartete Nachricht dieses, für den Augenblick entscheidenden, Sieges bewirkte an mehreren Europäischen Höfen, und besonders in Paris, die auffallendste Sinnesänderung. Franklin benutzte den Umstand sogleich, um dem Ministerium anzudeuten: »es sei jetzt kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn man sich die Freundschaft Amerika's zu sichern und dessen Trennung vom Mutterlande zu bewirken wünsche.« Diese Eröffnung verfehlte ihren Zweck nicht. Schon am 6. December erschien der Staatssekretär Gerard im Hotel der Amerikanischen Abgeordneten, und erklärte, in Auftrag des Königs: »daß Se. Majestät nach langer, reiflicher Ueberlegung sich entschlossen habe, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika anzuerkennen und einen Handels- und Allianz-Traktat mit denselben abzuschließen; er wolle jedoch ihre Unabhängigkeit nicht nur anerkennen, sondern sie auch mit allen, in seiner Macht stehenden, Mitteln thätig unterstützen; vielleicht werde er sich dadurch, zu ihrem Besten, in einen kostspieligen Krieg verwickeln, doch erwarte er keine

Entschädigung von ihnen; kurz, die Amerikaner sollten nicht glauben, daß er ausschließlich in ihrem Interesse diesen Entschluß gefaßt habe, indem es, unabhängig von seiner aufrichtigen Theilnahme an ihrem Wohl, offenbar im Interesse Frankreichs sei, die Macht Englands, durch Trennung der Kolonien vom Mutterlande, zu schwächen.«

In Folge dieser freundlichen und offenen Erklärung wurden die Unterhandlungen sofort begonnen, und am 6. Februar 1778 ward ein Freundschafts- und Handels-Vertrag, und außerdem eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, zwischen Sr. Allerchristlichsten Majestät und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, abgeschlossen, durch die gegenseitigen Bevollmächtigten in Paris unterzeichnet, und bald darauf dem Kabinet von St. James officiell kommunicirt.

Jetzt war denn auch kein Grund mehr vorhanden, die förmliche Präsentation des Amerikanischen Gesandten länger zu verschieben. Der Graf de Vergennes erhielt den Befehl, Franklin und seine Kollegen dem Könige und dem ganzen Hofe vorzustellen.

Der Französische Geschichtschreiber Hilliard d'Auberteuil sagt darüber:

»Bei dieser Gelegenheit war Franklin nicht nur von vielen Amerikanern, sondern auch von einer großen Anzahl von Fremden anderer Länder begleitet, die aus Neugier hinzuströmten. Sein hohes Alter, sein ehrwürdiges Aeußere, die Einfachheit seiner Kleidung und seines Benehmens, und so manches Auffallende und Achtungswerthe, was aus dem Leben dieses Amerikaners früher bekannt geworden, Alles trug dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen *). Beifallklatschen und viele Freudenbezeigungen anderer Art verkündeten die den Franzosen so eigenthümliche Lebhaftigkeit der Zuneigung ꝛc. — Der König redete ihn mit folgenden Worten an: Wollen Sie den Vereinigten Staaten von Amerika die Versicherung meiner Freundschaft melden, und mir zugleich die Bemerkung erlauben, daß Sie

*) Franklin selbst beschreibt sich in einem Briefe an Mrs. Thornton folgendermaßen:

»Stellen Sie sich mein Bild vor — eben so frisch, als vormals, und eben so kräftig und herzig, nur einige Jahre älter, sehr einfach gekleidet, mit meinem schlichten grauen Haar, das unter meiner einzigen Coëffure, einer feinen Pelzkappe, hervorguckt, welche letztere meine Stirn fast bis zur Brille bedeckt. Denken Sie sich, wie das aussehen muß zwischen den gepuderten Köpfen von Paris!« —

insbesondere durch Ihr eigenes Betragen, während Ihres Aufenthalts in meinen Landen, meine höchste Zufriedenheit sich erworben haben. — Als der neue Gesandte, nach dieser Audienz, wieder über den Schloßhof ging, ward er von der harrenden Volksmenge mit lautem Zuruf begrüßt.«

Franklin ward darauf mit seinem Gefolge auch der Königin, dem Grafen von Provence (nachher Ludwig dem Achtzehnten) und allen in Versailles anwesenden Gliedern der Königlichen Familie vorgestellt, und von allen auf das gnädigste empfangen.

Schon im vorigen Jahre war Voltaire nach Paris gekommen, und gleich von Franklin aufgesucht worden. Jener fing an, Englisch zu sprechen, und sagte, als er merkte, daß es ihm zu schwer ward: »Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Augenblick Franklin's Sprache zu sprechen.« Als Franklin um Voltaire's Segen für seinen Enkel bat, legte dieser die Hand auf den Jüngling, und sprach: »Gott und Freiheit! das ist der einzige Segen, der sich für den Enkel Franklin's paßt.« — Als beide zusammen in der Akademie der Wissenschaften erschienen, wurden sie mit lautem Jubel be-

grüßt, und man rief: Solon und Sophokles! —

Die Regierung beschloß jetzt, unter dem Kommando des Grafen d'Estaing eine Flotte von elf Linienschiffen und sechs Fregatten, nebst einer bedeutenden Landmacht, nach Amerika zu senden, und ertheilte dem Grafen den Befehl, nach einem von Dr. Franklin entworfenen und eingereichten Plan, die Englische Flotte im Delaware zu überrumpeln. Fortdauernd widrige Winde machten jedoch die Ausführung dieses Planes unmöglich, indem die den 13. April 1778 aus Toulon segelnde Flotte erst am 7. Juli die Mündung des Delaware erreichte, nachdem die Englische, in Folge der verlorenen Schlacht bei Monmouth, diesen Fluß schon verlassen hatte.

Franklin hatte jetzt freien Spielraum für seine große Thätigkeit. Er erlangte von der Französischen Regierung nicht allein stets neue Beiträge an Waffen und Kriegsvorräthen aller Art, sondern auch Geldvorschüsse, und die Eröffnung eines Kredits, der ihn in den Stand setzte, die, zur Deckung der Anleihezinsen aus Amerika trassirten, bedeutenden Wechsel regelmäßig zu honoriren, sämmtlichen in Europa angestellten Ame-

rikanischen Ministern und Agenten ihre Gehalte auszuzahlen, und die Amerikanischen Gefangenen in England reichlich zu unterstützen.

Außerdem hatte er oft Gelegenheit, auf andere Art den Anforderungen seiner stets regen Menschenliebe zu genügen. So ward er im Juni dieses Jahres von Herrn Hutton, dem Sekretär einer Englischen Missions-Gesellschaft, gebeten, ihm für die jährlich nach Labrador an die dortigen Missionäre abgehenden Schiffe Schutz zu verschaffen gegen die Amerikanischen Kreuzer; worauf ihm Franklin, als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten, sofort einen an die Befehlshaber aller Amerikanischen, Französischen und Spanischen bewaffneten Schiffe gerichteten Schutzbrief ausstellte, den er, so lange der Krieg dauerte, jährlich erneuerte. Einen ähnlichen Brief bewilligte er den Bürgern von Dublin für ein, mit Geschenken an mehrere verarmte Familien, von dort nach Westindien bestimmtes Schiff, und einen andern dem Kapitän Cook, als derselbe im Frühjahr 1779 seine Entdeckungsreise um die Welt antreten wollte. Der Kongreß billigte dies Verfahren, und nach Beendigung der berühmten Reise Cook's erhielt Franklin,

zum Dank für den großmüthig gewährten Schutz, mit Bewilligung des Königs von England, von der Admiralität eine Prachtausgabe der gedruckten Reisebeschreibung, nebst einem höflichen Briefe von Lord Howe, und von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine goldene Medaille, nebst einem Dankschreiben des Präsidenten, Sir Joseph Banks *).

Zum Beleg, wie Franklin in dieser Zeit von Projektenmachern und Spekulanten aller Art geplagt ward, mag folgender Auszug aus einem, von ihm geführten, Tagebuche dienen.

Passy den 13. December 1778.

»Ein Mann kam zu mir, und erzählte, er habe eine Maschine erfunden, die ohne die Hülfe von Federn, Gewicht, Luft, Wasser rc., und ohne die Arbeit von Menschen oder Thieren, sich von selbst mit hinlänglicher Kraft bewege, um,

---

*) Auffallend ist es, daß aus diesen beiden Jahren, vom Mai 1777 bis zum Mai 1779, mit Ausnahme einiger auf Friedensunterhandlungen sich beziehenden Schreiben, nicht ein einziger Privatbrief in Franklin's Nachlaß sich gefunden, obgleich es außer Zweifel ist, daß er deren viele in dieser Zeit geschrieben hat.

mehr als vier bisher übliche Maschinen, Tabak zu schneiden. Er wollte sein Geheimniß für zwei hundert Louisd'or verkaufen.

Ein Herr Coder kam mit einer schriftlichen Proposition, 600 Mann anzuwerben, und mit diesen an der Englischen Küste zu landen, Städte und Dörfer zu verbrennen rc.

Ein unbekannter Philosoph (es hat sich später ergeben, daß es Marat war) überreichte mir, zu meiner Beurtheilung, einen gut geschriebenen Aufsatz über gewisse Wirkungen des Feuers, mit Experimenten, in einer dunkeln Kammer. Ich wünsche die Experimente zu sehen, weil ich sonst nicht über die Sache urtheilen kann.

Ein anderer Mann bat um meine Empfehlung bei der Regierung, für eine von ihm gemachte Erfindung, vermöge welcher ein Husar die nöthigen Waffen, nebst Uniform und Provision auf vier und zwanzig Stunden, dergestalt verbergen könne, daß man ihn für einen gewöhnlichen Reisenden halten müsse, was von großer Wichtigkeit sei, weil man so eine bedeutende Anzahl, ein bei ein, heimlich in eine feindliche Stadt bringen könne.

Die vielen unsinnigen Projekte, die man mir

vorlegt, haben mir schon so viele Zeit gekostet, daß ich anfangen muß, Alles zurückzuweisen, obgleich doch möglicher Weise eins oder das andere der Beachtung werth sein könnte rc.« —

Wenn gleich Franklin's ganze Aufmerksamkeit auf das Bündniß seines Vaterlandes mit mehreren Europäischen Mächten, und auf die Mittel, bald zu einem erwünschten Frieden mit England zu gelangen, gerichtet war, so konnte dies allein doch seinem umfassenden Geiste nicht genügen und seine Zeit nicht füllen. Bei der unvermeidlichen Weitläuftigkeit des Geschäftsganges wäre ihm gewiß bald die Geduld ausgegangen, wenn er nicht nebenher für mancherlei andere Dinge sich interessirt und auf vielfache Weise Gutes zu wirken gewußt hätte. Die Privat-Korrespondenz dieser Zeit beweiset, wie mannigfaltig die Wirksamkeit des drei und siebzigjährigen Greises war.

Bei der großen Kunde seines Vaterlandes konnte es ihm nicht entgehen, daß es diesen schönen Länderstrecken hauptsächlich an Bevölkerung fehle, und er versäumte keine Gelegenheit, um arbeitliebende, mit ihrer Lage in Europa unzufriedene Menschen zur Auswanderung aufzufor-

dern, oder, falls sie den Entschluß schon gefaßt hatten, zu ermuntern. So schrieb er an einen Herrn Newenham in Dublin, im Mai 1779:

»Ich habe vor einiger Zeit erfahren, daß eine bedeutende Anzahl von Irländern den Wunsch haben, sich in Amerika anzusiedeln, wenn sie für sich und ihre Effekten die erforderlichen Pässe erhalten könnten, und man hat mich, in Betreff der nähern Umstände, an Sie verwiesen. Ich werde stets bereit sein, solche Unternehmungen, durch alle mir zu Gebote stehende Mittel, zu unterstützen und zu sichern, wenn dieselben aufrichtig gemeint und nicht etwa bloße Handelsunternehmungen sind, um Englische Fabrikate, unter dem Namen des Eigenthums der Ansiedler, in Amerika einzuschwärzen. Ich bewundere die Geisteskraft, mit welcher ich die Irländer entschlossen sehe, endlich einen Antheil derjenigen Handelsfreiheit zu verlangen, welche ein Recht der ganzen Menschheit ist, und welche ihnen, durch die abscheuliche Selbstsucht ihrer Mitbürger, so lange vorenthalten war. Alle Vortheile des Klima's, des Bodens und der Lage, in welche Gott und Natur uns versetzt haben, zu genießen, das ist ein eben so unbestreitbares Recht, als zu athmen,

und dieses Recht darf den Menschen aus keinem andern Grunde genommen werden, als um sie für schwere Verbrechen zu bestrafen.«

So sehr Franklin indeß die Zunahme der Bevölkerung Amerika's zu befördern wünschte, so ließ er sich doch nie verleiten, zu günstige Darstellungen der Verhältnisse, oder gar Versprechungen zu machen, die er nicht erfüllen konnte.

Wenn er sich zuweilen über die allzugroße Häufung der Geschäfte beklagte, so war es besonders das Bedauern, nicht mehr Zeit auf seine wissenschaftlichen Studien verwenden zu können, was seinen Beschwerden zum Grunde lag. Doch fand er auch dazu dann und wann etwas Muße. Er schrieb den 9. November dieses Jahres an Herrn Vaughan: »Ich danke Ihnen recht sehr für die große Mühe und Sorgfalt, mit welcher Sie die Ordnung und Korrektur bei der neuen Ausgabe meiner Schriften besorgt haben. Wenn die Erhaltung derselben dem Publikum wirklich Nutzen bringt, so wird es Ihnen denselben zu danken haben. Bei der Durchsicht habe ich einige sinnentstellende Druckfehler gefunden, die ich Sie, nebst den andern kleinen Bemerkungen, die ich beilege, dem Bande anzufügen

bitte, wenn Sie es der Mühe werth halten ꝛc.«

Den 19. November schrieb er an Herrn Beccaria *):

»Ich bin hier überhäuft mit Geschäften, die meine Aufmerksamkeit absorbiren, und es mir unmöglich machen, das Studium meiner Lieblingswissenschaften fortzusetzen; und ich habe ein so hohes Alter erreicht, daß ich kaum mehr hoffen darf, zu derjenigen Ruhe und Muße zu gelangen, die für philosophische Forschungen so nothwendig ist. Doch habe ich vor Kurzem einige Gedanken über das Nordlicht niedergeschrieben, die Ihnen vielleicht aus dem Journal des Abbé Rozier bekannt sind; wenn nicht, so will ich eine Abschrift für Sie nehmen und Ihnen dieselbe nebst einigen Bemerkungen zusenden ꝛc.«

Und am 6. Februar 1780 an den Dr. Price in London:

»Wir machen täglich große Fortschritte in den Naturwissenschaften, könnten wir doch auch einen in der Moralphilosophie machen, nämlich die Entdeckung eines Planes, nach welchem die Nationen sich bewogen und gedrungen fühlten,

*) Pater Beccaria starb 1781 in Turin, allgemein geschätzt als Mathematiker und Physiker.

ihre Zwiste zu schlichten, ohne sich den Hals abzuschneiden! Wann wird die menschliche Vernunft hinlänglich geläutert sein, um den Vortheil davon einzusehen? Wann werden die Menschen zu der Ueberzeugung gelangen, daß selbst erfolgreiche Kriege am Ende zum Unglück derjenigen führen, welche den Kampf ungerechter Weise begonnen haben, und in ihrer Blindheit über den Erfolg triumphiren, weil sie die Folgen nicht sehen? Wir beide können uns, in Bezug auf diesen Krieg, damit trösten, daß wir Alles, was in unserer Macht stand, ehrlich und treu gethan haben, um denselben zu verhindern rc.«

Das Schicksal hatte Franklin nie in so nahe Berührung mit dem General Washington gebracht, daß eine eigentliche Freundschaft zwischen ihnen möglich gewesen wäre; doch ist das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander so interessant, daß der folgende Brief hier wohl einen Platz verdient:

An General Washington.

Passy den 5. März 1780.

»Erst vor Kurzem habe ich den Brief erhalten, womit Ew. Excellenz, zur Empfehlung des

Marquis de la Fayette, mich beehrten. Bescheidenheit bewog diesen, das Schreiben lange in seinen Händen zu behalten; doch wurden wir, gleich nach seiner Ankunft in Paris, mit einander bekannt, und sein Eifer für die Ehre unseres Vaterlandes, seine Thätigkeit für unsere Angelegenheiten hier, und seine feste Anhänglichkeit an unsere Sache und an Sie flößten mir dieselbe Achtung vor ihm ein, als Ew. Excellenz Empfehlungsschreiben es gethan haben würde, wenn es mir sogleich überreicht worden wäre.

Sollten wir, nach einem oder zwei Feldzügen mehr, zum Frieden gelangen, so würde ich mich glücklich schätzen, Ew. Excellenz in Europa zu sehen, und in Ihrer Gesellschaft, wenn mein Alter mir's gestattete, einige der ältesten und berühmtesten Königreiche zu besuchen. Sie würden diesseits des Meeres des großen Rufes, den Sie erlangt haben, frei von jenen kleinen Schatten, die Eifersucht und Neid der Landsleute und Zeitgenossen auf das Verdienst der Lebenden zu werfen trachten, sich erfreuen können. Hier würden Sie erfahren, was die Nachwelt von Washington sagen wird; denn tausend Meilen haben fast dieselbe Wirkung, als tausend Jahre. Die schwache

Stimme jener kriechenden Leidenschaften kann so weit nicht reichen, weder im Raume noch in der Zeit. Gegenwärtig genieße ich diese Freude für Sie, indem ich oft höre, wie die alten Generale dieses kriegerischen Reiches (welche die Karten von Amerika studiren und alle Ihre Operationen darauf bezeichnen) mit aufrichtiger Billigung und großem Beifall von Ihrem Benehmen sprechen, und Sie einstimmig für einen der größten Feldherren der Zeit erklären.

Ich muß die Bühne bald verlassen; Sie aber können leben, um unser Vaterland blühen zu sehen; und aufblühen wird es, nach dem Kriege, schnell und überraschend, gleich einem jungen Maisfelde, welches, durch langen Sonnenschein gebleicht und geschwächt, nun vom plötzlich ausbrechenden Gewitter, mit Sturm und Hagel, der gänzlichen Zerstörung nahe scheint; doch nach dem Gewitter in frisches Grün sich kleidet, mit doppelter Kraft emporwächst, und nicht nur des Eigners, sondern auch jedes Reisenden Aug' ergötzt.

Die besten, innigsten Wünsche für Ihre Gesundheit, Ihren Ruhm und Ihr Glück werden Sie stets begleiten von Ihrem &c. B. F.«

Obgleich Franklin in diesem Briefe, und öfter in dieser Zeit, von seinem baldigen Ende spricht, so war ihm doch die große, ununterbrochene Thätigkeit so zur Natur geworden, daß sie ihn gleichsam verjüngte, was ihm selbst auch nicht entging. Er schreibt darüber im März 1780 an Dr. Bond:

»Was mich betrifft, so bemerke ich nicht, daß ich älter werde. Zum siebzigsten Jahre gelangt, und bedenkend, daß wenn ich dieselbe Straße weiter zöge, sie mich vermuthlich zum Grabe führen würde, machte ich Halt, kehrte um und ging wieder zurück. Das habe ich jetzt vier Jahre lang gethan *); Sie können mein Alter also auf sechs und sechzig angeben. Ertheilen Sie unsern alten Freunden den Rath, meinem Beispiele zu folgen; — haltet Euren Geist aufrecht, das wird auch den Körper aufrecht halten, und Ihr werdet unter der Last der Jahre Euch so wenig beugen, als wenn Ihr eine eiserne Stange verschluckt hättet. Rathsam ist es aber doch, den Artikel der Arbeit ein wenig herabzusetzen ꝛc.«

Wenn er selbst den letzten Rath auch nicht

*) Er war nämlich wirklich vier und siebzig Jahr alt.

befolgte, so fand er doch Zeit zu mancherlei Zerstreuungen, und besuchte, obgleich er im Ganzen zurückgezogen lebte und den Umgang kleinerer Kreise vorzog, mitunter auch die Zirkel der Residenz, in welchen er auf eine oder die andere Weise nützlich zu wirken hoffen durfte. Den 5. März dieses Jahres schrieb er an den Französischen Gesandten in Amerika, den Chevalier de la Luzerne:

»Es gehört zu den Vortheilen großer Staaten, daß die, durch fremde Kriege veranlaßten, Unglücksfälle nur einen kleinen Theil des Ganzen treffen. Daher ist in Paris ein immerwährender Friede, so wie in unsern Gesellschaftszimmern immer schönes Wetter ist. Das Volk treibt seine gewöhnlichen Geschäfte; das Schauspiel, die Oper und die andern öffentlichen Vergnügungen werden so regelmäßig besucht, als in den Zeiten der tiefsten Ruhe, und die größten Kleinigkeiten theilen uns in verschiedene Parteien. In diesen letzten Wochen waren wir entweder für oder gegen den neuen Schauspieler Jeannot. Die Leistungen dieses Mannes und die Heirath des Herzogs von Richelieu liefern mehr Stoff zu unserer Unterhaltung, als irgend etwas, das auf den

Krieg sich bezieht. Das ist ein Beweis der allgemeinen Zufriedenheit!«

Es leidet keinen Zweifel, daß diese Worte ironisch zu nehmen sind; denn Franklin wußte gar wohl die Zufriedenheit von leichtsinniger Gleichgültigkeit zu unterscheiden, und liebte eben deßhalb kleine, trauliche Zirkel weit mehr, als diese öffentlichen Vergnügen. Er schreibt den 17. Juni an Herrn Carmichael in Madrid:

— »Madame Brillon ist eine Frau von achtungswerthem Charakter und sehr angenehmer Unterhaltung *). Sie bewohnt mit ihrer liebenswürdigen Familie eine kleine Insel in der Seine, in der Nähe von Paris, die zu dem Landsitze eines Herrn Watelet gehört, und wo ein eben so heiterer, als geistreicher und interessanter Zirkel sich, den Sommer über, wöchentlich zu versammeln pflegt. Sie ist auch sehr musikalisch, und unterhält uns oft durch kleine Konzerte, die sie, durch ihre Töchter, welche recht artig singen, und einige musikalische Freunde, sehr gut zu besetzen weiß. Ich nenne dies meine Oper; denn

*) Durch ihre Vermittelung erneuerte Franklin später seine Bekanntschaft mit Lord Shelburne, mit welchem er in Betreff des Friedens korrespondirte.

in die Pariser Oper gehe ich nur selten 2c.«

Mit welcher Auszeichnung Franklin überall behandelt, und, man kann wohl sagen, wie er bewundert ward, das geht schon aus einem Briefe hervor, den er im Juni des vorigen Jahres an seine Tochter schrieb:

»Das Medaillon von Thon, welches du dem Herrn Hopkinson gegeben hast, war das erste Bild dieser Art, das in Frankreich von mir gemacht ward. Seitdem hat man viele andere, von verschiedener Größe, verfertigt, die in unglaublicher Menge verkauft werden. Diese, zugleich mit den Büsten, Gemälden und Kupferstichen (von welchen stets neue Abdrücke überall verbreitet werden), haben deines Vaters Gesicht so bekannt gemacht, als das Antlitz des Mondes, so daß er durchaus nichts thun darf, was ihn nöthigen könnte, wegzulaufen, denn seine Physiognomie würde ihn überall verrathen, wo er dieselbe zu zeigen sich erkühnte. — Die gelehrten Etymologen behaupten: das Englische Wort Doll (Puppe) sei abzuleiten von Idol (Abgott). Nach der großen Menge von Dolls, welche gegenwärtig von mir gemacht werden, kann man, in diesem Sinne, mit Wahrheit von mir sagen: er wird

in diesem Lande i-doll-ized (abgöttisch verehrt).« —

Franklin wußte aber nicht nur seine Thätigkeit und Heiterkeit zu erhalten, sondern auch seine große Bescheidenheit in einem Grade zu bewahren, der, bei seiner Lage in Paris, wo die geistreichsten Männer und Frauen aller Klassen ihm auf die ungewöhnlichste Weise ihre unbegrenzte Hochachtung bezeugten, wirklich bewunderungswürdig ist. Er schrieb den 8. März 1781 an Herrn Nogaret:

»Mein Herr!

Den Brief, womit Sie mich am 2. dieses beehrten, habe ich erhalten. Sie überhäufen mich darin mit Lobeserhebungen, die ich nie zu verdienen hoffen kann, und bitten mich um die Beurtheilung Ihrer Uebersetzung eines lateinischen Verses, der auf mich angewandt worden *).

---

*) Die hier erwähnte Uebersetzung ist nicht bekannt; es ist aber die Rede von Turgot's bekanntem Verse:
»Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.«

D'Alembert übersetzt denselben so:

»Tu vois le sage courageux,
Dont l'heureux et mâle génie

Wenn ich auch in Ihrer Sprache bewandert genug wäre, was ich wirklich nicht bin, um über die Poesie derselben ein gerechtes Urtheil zu fällen, so muß doch die Erwägung, daß ich der Gegenstand bin, von dem die Rede ist, jede Aeußerung meiner Ansicht von diesem Verse zurückhalten, ausgenommen die, daß er mir zu viel zuschreibt, besonders, was die Tyrannen betrifft; denn die Revolution war das Werk vieler fähiger und braver Männer, und mir ist's Ehre genug, wenn mir ein kleiner Antheil daran zugestanden wird rc.«

Trotz dieser Bescheidenheit und trotz allen wahrhaft liebenswürdigen Eigenschaften, mußte Franklin doch die traurige Erfahrung machen, beneidet und heimlich verfolgt zu werden. Er schrieb darüber an Herrn Carmichael, den

---

Arracha le tonnerre aux Dieux
Et le sceptre à la tyrannie.«

James Elphinston übersetzt:

»He snatch'd the bolt from heaven's avenging hand,
Disarm'd and drove the tyrant from the land.«

Eine wörtliche teutsche Uebersetzung des Lateinischen ist:

»Er entriß dem Himmel den Bliz, das Scepter den Zwingherr'n!«

Amerikanischen Chargé d'affaires in Madrid, Folgendes:

Passy den 12. April 1781.

»Ich danke für Ihre Winke in Betreff der Unternehmungen meiner Feinde, und der Mittel, sie zu besiegen. Da ich jetzt kein anderes Ziel habe, als Ruhe zu erlangen, so macht mich ihre Bosheit nicht sehr besorgt, indem dieselbe meinem Zwecke förderlich, und vielleicht auch Ihnen vortheilhaft werden kann. Ich habe diese Menschen nie im Geringsten beleidigt, und kann mir keine andere Quelle ihrer Arglist denken, als Neid. Die übertriebene Achtung, die mir von allen Klassen der Gesellschaft hier bewiesen ward, während man von ihnen gar wenig Notiz nahm, war allerdings ein kränkender Umstand; allein ich konnte das weder verhindern, noch wieder gut machen. Diejenigen, denen die Freude Anderer Schmerz und Unglück bringt, müssen täglich so viel Grund finden, sich zu quälen, daß sie sich, nach meiner Ansicht, bereits in einem Zustande der Verdammniß befinden, und aus diesem Grunde sollte ich allen Zorn gegen jene Herren unterdrücken; allein ich kann nicht anders, als bekümmert sein über den nachtheiligen Einfluß, den

ihr Unmuth stets auf unsere öffentlichen Angelegenheiten haben wird, sobald sie in diesen beschäftigt sind ꝛc.«

Obgleich Franklin mit ächt philosophischer Geistesstärke seinen Unmuth zu beherrschen wußte, und überdies die glückliche Gabe besaß, auch an dem Schlimmsten eine gute Seite aufzufinden, so war er doch ein so gefühlvoller Mensch, daß die in obigem Briefe erwähnten Intriguen arglistiger, mißgünstiger Menschen nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung, und daher auch mittelbar auf seinen Gesundheitszustand, wirken mußten. Er fühlte sich unwohl, verlor die Lust an seinen Geschäften, und beschloß daher, um seine Entlassung zu bitten. Schon im März dieses Jahres richtete er folgendes Schreiben an Herrn Laurens, den damaligen Präsidenten des Kongresses:

»Ich muß um Erlaubniß bitten, etwas über mich selbst zu sagen, ein Gegenstand, womit ich den Kongreß nicht oft belästigt habe. Mein fünf und siebzigstes Jahr habe ich zurückgelegt; ich fühle mich durch die, vorigen Winter erlittenen, heftigen Anfälle der Gicht sehr erschüttert, und noch weit entfernt von der körperlichen Kraft, de-

ren ich mich früher erfreute. Zwar weiß ich nicht, daß meine Geisteskräfte schwächer geworden wären; vielleicht werde ich der Letzte sein, der diese Entdeckung macht; aber ich fühle eine bedeutende Abnahme meiner Thätigkeit, einer Eigenschaft, die mir, als Minister an diesem Hofe, insbesondere erforderlich zu sein scheint. Ich bin daher besorgt, daß Ihre Angelegenheiten dann und wann durch mein Unvermögen leiden könnten. Auch finde ich, daß das Geschäft zu schwer für mich ist und zu bindend. Das beständige Zuhausesein, welches nothwendig ist, theils um Ihre Wechsel zu acceptiren (was nicht zu meiner ministeriellen Funktion gehört), theils um Briefe zu beantworten rc. rc., macht es mir unmöglich, die Luft zu genießen und mir Bewegung zu machen, was früher meine jährlichen Reisen gestatteten, und was zur Erhaltung meiner Gesundheit gar viel beitrug. Und es sind noch manche andere kleine Verrichtungen der persönlichen Pflege, welche die Schwächen des Alters nöthig machen, nicht nur für die Bequemlichkeit eines alten Mannes, sondern in gewissem Grade vielleicht gar für die Fortdauer seiner Existenz, und welchen das Geschäft oft in den Weg tritt. Ich bin auf eine oder die

andere Weise, in dem langen Zeitraume von funfzig Jahren, stets in öffentlichen Diensten beschäftigt und mit dem öffentlichen Vertrauen beehrt gewesen; eine Ehre, die hinreichend ist, jeden vernünftigen Wunsch danach zu befriedigen, und ich habe jetzt keinen andern mehr, als den nach Ruhe, die mir der Kongreß, wie ich hoffe, gestatten wird, indem derselbe einen Andern sendet, um meine Stelle einzunehmen.

Zugleich erlaube ich mir die Bitte, der Kongreß möge sich überzeugt halten, daß weder der geringste Zweifel an dem Erfolg seiner glorreichen Sache, noch irgend ein Ueberdruß an dem Dienste für ihn, mich veranlaßt, diesen abzulehnen, sondern einzig und allein die obenerwähnten Gründe; und da ich für jetzt nicht die Beschwerden einer Seereise übernehmen kann (indem schon die letzte fast zu viel für mich geworden wäre), und ich auch in dieser Kriegszeit mich nicht wieder der Gefahr aussetzen möchte, gekapert und eingekerkert zu werden, so beabsichtige ich, bis zum Frieden, vielleicht bis zu meinem Tode, hier zu bleiben. Wenn irgend eine Kenntniß, oder eine Erfahrung, die ich hier gemacht, meinem Nachfolger von Nutzen sein kann, so will ich dieselbe ohne Rückhalt mittheilen, und

ihm behülflich sein mit allem Einfluß, den man mir zutrauen, und allem Rath, den man von mir verlangen möge.«

Darauf lobt er den Diensteifer und die Fähigkeit seines Enkels W. Temple Franklin, und bittet den Kongreß dringend, als einen Beweiß der Zufriedenheit mit seinen eigenen Diensten, diesen Enkel zum Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten zu machen. —

Im April desselben Jahres sandte der Amerikanische Gesandte in Madrid, Herr John Jay, an den Präsidenten des Kongresses ein Privatschreiben, worin er sagt:

»Ich ersehe aus einliegendem Briefe, daß Dr. Franklin, seines Alters und seiner Schwächen wegen, um seine Entlassung bittet. In wiefern seine Gesundheit gelitten hat, weiß ich nicht; die Briefe, welche ich von ihm erhalten habe, tragen keine Spur der Schwäche; es ist ein Scharfsinn und eine sententiöse Kürze in denselben, die wahrlich nicht auf einen Verstand deuten, der vom Alter gelitten hat. Aus vielen Gründen bin ich der Meinung, daß der Staat diesem Manne sehr verpflichtet ist, und ich gestehe, es würde meinen Stolz als Amerikaner

kränken, wenn seine Konstituenten die Einzigen wären, die seinen Diensten und Verdiensten das Zeugniß verweigerten *), welches denselben von allen andern Nationen, die ihn kennen lernten, gegeben wird. Die Gerechtigkeit verlangt von mir, Ihnen zu versichern, daß sein Ruf und seine Achtungswürdigkeit allgemein anerkannt und von Gewicht sind, und daß auch ich von ihm alle Hülfe erhalten habe, worauf die Wichtigkeit der mir anvertrauten Geschäfte Anspruch machen konnte. — Die liebevolle Erwähnung seines einzigen Nachkommen, auf dem die Stütze seines Namens und seiner Familie ruhen wird, ist äußerst liebenswürdig, und entspringt auf eine zarte Weise aus den edlen Gefühlen, durch welche die Natur die Wohlthat der väterlichen Zuneigung freundlich ausdehnt, auf eine Zeit jenseit der Grenzen unseres Lebens. Dies ist eine Sache des Herzens, und ein Gemüth, das für zartere Gefühle empfänglich ist, wird unmerklich dahin geleitet, wenigstens zu wünschen, daß die Sehnsucht eines alten Patrioten, am Abend eines

*) Bezieht sich auf die Verläumdungen und Ränke der obenerwähnten Gegner Franklin's.

langen, von frühe an dem Staat geweihten Lebens, im Schooße philosophischer Zurückgezogenheit Ruhe zu genießen, dadurch befriedigt werden möge, daß er einige wenige Funken von der Liebe seines Vaterlandes weilen sieht auf der einzigen Stütze seines Alters und der einzigen Hoffnung seiner Familie. Das sind die Ergießungen meines Herzens in dieser Angelegenheit, und ich schütte sie aus in das Ihrige, weil ich überzeugt bin, daß sie, bei gleichartigen Regungen, eine freundliche Aufnahme finden werden.«

Ueber denselben Gegenstand schrieb Franklin am 14. Mai an den Marquis de la Fayette:

»Schon lange bin ich des Ministerlebens müde gewesen, und habe mir noch ein wenig Ruhe gewünscht, ehe ich zum ewigen Schlaf mich niederlege. Ich glaubte, bis zum Frieden ausdauern zu können; da es jetzt aber scheint, als ob derselbe weiter hinaus liege, als das Ende meiner Tage, so werde ich ungeduldig. Ich würde jedoch den Staatsdienst nicht verlassen, wenn ich nicht aufrichtig überzeugt wäre, daß es dem Kongreß, mit Ihrer Hülfe, leicht sein müsse, einen tauglichern Mann zu findeu. Gott segne Sie,

und kröne alle Ihre Bemühungen mit Erfolg ꝛc.«

Franklin's Gesuch ward dennoch abgeschlagen. Er drückt sich darüber in einem Briefe vom 24. August an Carmichael in Madrid so aus:

»Der Kongreß hat mir die Ehre erzeigt, die Annahme meines Gesuchs um Entlassung zu verweigern. Ich muß mich also wieder zum Geschäft rüsten, und danke Gott, daß es mit meiner Gesundheit und meiner Gemüthsstimmung neuerlich besser geworden ist. Ich nenne diese Verlängerung meines Dienstes eine Ehre, und bin wirklich der Meinung, daß mir dieselbe noch mehr zur Ehre gereicht, als meine erste Anstellung, wenn ich bedenke, daß das ganze Interesse meiner Gegner, verbunden mit meiner eigenen Bitte, nicht hinreichend war, sie zu verhindern.«

Zufolge dieser Entscheidung des Kongresses blieb Franklin noch mehrere Jahre Minister, und fuhr, mit unermüdetem Eifer, fort, alle seine Kräfte dem Wohle seines Vaterlandes und der Menschheit zu widmen. So oft die Amtsgeschäfte ihm ein wenig Muße vergönnten, suchte er Erholung im Studium seiner Lieblingswissenschaften,

oder in der Abfassung politischer und anderer gemeinnütziger Aufsätze, die er in seiner kleinen Handdruckerei selbst setzte und druckte, und dann unter seine Freunde vertheilte.

Die schon lange begonnenen Friedensunterhandlungen wurden jetzt immer lebhafter, und nahmen im folgenden Jahre die Zeit und Thätigkeit Franklin's gar sehr in Anspruch. Schon 1778 hatte England Vorschläge gemacht, die einer Unterhandlung zum Grunde liegen sollten, und namentlich von einer faktischen, »nicht ausgesprochenen« Unabhängigkeit geredet. Später hatte der Kongreß der vereinigten Staaten den Herrn J. Adams mit Vollmacht und Instruktionen zu diesem Zwecke versehen. Allein Franklin war in so vielfältiger und zum Theil so enger Verbindung mit Engländern, daß die Geschäfte meistens zwischen London und Passy betrieben wurden. Im Frühjahr 1782 ernannte der Kongreß eine Kommission, mit der ausgedehntesten Vollmacht, die Friedensunterhandlungen ernstlich zu betreiben. Diese Kommission bestand aus den Herren John Adams, B. Franklin, John Jay, Henry Laurens und Thomas Jefferson. Ueber den Gang der Verhandlungen

schrieb Franklin an den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten in Amerika:

Passy den 5. December 1782.

»Herrn Robert Livingston!

Sie wünschen genau unterrichtet zu sein von jedem Schritte, der den Frieden bezweckt; weshalb ich Ihnen einliegend einen Theil meines Tagebuchs übersende, welches jedoch nur für Ihren Privatgebrauch bestimmt ist.«

In diesem Tagebuch erzählt Franklin:

»Durch meine Freundin, Madame Brillon, machte ich die Bekanntschaft des Lord Cholmondeley, der mich am 22. März besuchte, und sich erbot, etwaige Aufträge von mir an seinen Freund, den Lord Shelburne, mit nach London zu nehmen. Ich benutzte die Gelegenheit, um meine frühere Bekanntschaft mit dem letztern zu erneuern. Im April erhielt ich von diesem einen Brief, worin er mir meldet, daß er vor Kurzem zum Staatssekretär ernannt sei, und jetzt den Herrn Oswald nach Paris sende, um mit mir und dem französischen Minister in Betreff des Friedens zu unterhandeln, dessen baldigen Abschluß er selbst dringend wünsche.

Am 16. April stellte ich Herrn Oswald dem Grafen de Vergennes vor, und wir besprachen uns sofort über die zweckmäßigsten Grundlinien einer Unterhandlung. Herr Oswald wünschte, bestimmte Propositionen unsererseits zu erhalten; allein der Graf bemerkte, da unsererseits vier Mächte sich zu vereinigen hätten, während England allein stehe, so schiene es passender, daß die Propositionen von letzterem ausgingen. Darauf eröffnete mir Oswald, daß es in England nicht an Geld zur Fortsetzung des Krieges fehle, die Schwierigkeit liege nur in den Mitteln, dasselbe zu erheben, und könne leicht beseitigt werden, wenn man die Zinszahlungen der Bank einstelle und vorläufig zu den Kriegskosten verwende. Ich erwiederte gar nichts, um meinerseits die Ausführung dieses Planes nicht zu verhindern, der, nach meiner Ansicht, dem öffentlichen Kredit den Gnadenstoß versetzen mußte. Außerdem fühlte ich mich durch Drohungen der Art ermuthigt, eingedenk des Sprüchworts: wer droht, ist in Noth ꝛc.

Darauf theilte ich ihm einige Bemerkungen mit, worin ich meine Ansicht über die Tendenz der Propositionen entwickelte, welche, nach meiner Ansicht, am leichtesten zum Ziele führen wür-

den, und hob darin besonders den Gedanken hervor: England möge, um nicht nur einen Frieden, sondern auch eine Versöhnung zu bewirken, sich erbieten, durch Abtretung der Provinz Canada, deren Lage, so lange dieselbe im Besitz der Engländer sei, nur dazu beitragen würde, die Amerikaner vorsichtig und ängstlich, und die dauernde Verbindung mit Frankreich rathsam zu machen, die Vereinigten Staaten für die, durch den Krieg erlittenen, Verluste zu entschädigen ꝛc. Diese Bemerkungen gab ich ihm, auf seine Bitte, mit nach England, doch mit der Bedingung, dieselben nur, als meine Privatansichten, dem Lord Shelburne, und sonst Niemanden zu zeigen ꝛc. Darauf eilte Herr Oswald nach London, und kam den 4. Mai wieder von dort zurück, mit dem Auftrage, die Unterhandlungen fortzusetzen; er war jedoch sehr zurückhaltend.

Am 8. kam Herr Grenville mit einem Schreiben von Herrn Fox, worin dieser mir meldete, daß ich, in Betreff der Friedensbedingungen, durch Grenville vollständige Auskunft erhalten würde. Wir hatten schon am andern Tage eine Zusammenkunft beim Grafen de Vergennes. Grenville's Vorschlag war: England solle die

Unabhängigkeit Amerika's anerkennen, und Frankreich dagegen die eroberten Britischen Inseln zurückgeben. Der Graf lächelte und berief sich auf mich, indem er bemerkte: es wäre wohl nicht die Meinung Amerika's, einen Tauschhandel zu schließen; worauf ich offen erklärte, daß wir uns dazu keinesweges veranlaßt fänden. Grenville machte keine ferneren Propositionen, und ich merkte aus seinen Aeußerungen gegen mich bald, daß England noch immer hoffe, einen Separat-Frieden mit uns zu schließen, obgleich ich diese Idee schon wiederholt, als unthunlich, verworfen hatte rc. rc.«

Darauf fährt Franklin in seinem Schreiben an Livingston fort:

»Die Ankunft der Herren Jay, Adams und Laurens hat mich sehr beruhigt; ich bedurfte ihrer Hülfe, mir allein ward es zuviel. Der Ausdruck »Anerkennung« ward anfangs bei den Verhandlungen von Seiten Englands ängstlich vermieden. Wir weigerten jedoch jede Verhandlung vor der »Anerkennung,« und so ward die Schwierigkeit endlich gehoben. Demnächst schritten wir zu den Propositionen, die vielen Streit veranlaßten, so daß wiederholt nach London gesandt werden mußte, wo dann der König wieder

theilweise bestätigte, theilweise verwarf, und dadurch neue Verhandlungen herbeiführte. So ging der Sommer und so der Herbst hin. Endlich wurden die Präliminarien unterzeichnet *). Die darin enthaltenen unbestimmten Ausdrücke können im Definitivtraktat erklärt werden ꝛc.

Wir haben die Artikel sogleich dem Grafen de Vergennes mitgetheilt, welcher meinte, wir hätten unsere Sachen gut gemacht. — Wenn ich den Friedensschluß erlebe, so werde ich den Kongreß an das Versprechen erinnern, mir dann Ruhe zu gewähren.«

Ein paar Wochen später schrieb er an Dr. Cooper:

Passy den 26. December.

»Wir sind dem Frieden näher gerückt. Unsere Unabhängigkeit ist anerkannt; die Grenzen sind nach unserm Wunsche festgesetzt, und in Betreff der Fischereien haben wir mehr erlangt, als der Kongreß erwartete. Ich hoffe, diese Präliminarien sollen genehmigt werden, und zu einem Frieden führen, mit welchem unser Vaterland vollkommen zufrieden sein kann.

---

*) Den 30. November 1782.

Mit Bedauern habe ich vernommen, daß in Amerika vermuthlich eine Partei existirt, die unser Einverständniß mit Frankreich zu brechen trachtet. Sollte das jemals, unter irgend einem Vorwande, gelingen, so würde uns England wieder mit Füßen treten, und die andern Nationen würden uns verachten. Wir können daher nicht genug auf unserer Hut sein, keine Privatstreitigkeiten in unsere öffentlichen Angelegenheiten zu mischen ꝛc.«

Im Anfang des folgenden Jahres, 1783, schloß Franklin einen Freundschafts- und Handelstraktat mit Schweden, und erhielt darauf im Juni einen Brief vom Schwedischen Chargé d'affaires (nachherigen Gesandten) am Französischen Hofe, dem Baron de Staël, worin dieser ihm den Wunsch seines Königs meldet: den Enkel Franklin's als Gesandten in Stockholm angestellt zu sehen. Dieses Faktum meldete Franklin bald darauf dem Staatssekretär Livingston, doch ohne um die Ernennung seines Enkels zu bitten, weil es, wie er sagt, nicht seine Gewohnheit sei, für sich oder die Seinigen zu sollicitiren *).

*) Was er jedoch zwei Jahre früher, in dem erwähn-

Bald nach dem Abschluß der Präliminarien ward Herr Oswald von Paris zurückberufen, und Herr David Hartley zum Englischen Gesandten daselbst ernannt. Mit diesem hatte Franklin schon lange in Verbindung gestanden, und er war es hauptsächlich, welcher die Friedensvorschläge immer wieder erneuerte und den Gang der Geschäfte in England indirekte betrieb. Dennoch vergingen wieder mehrere Monate ohne fernere Resultate. Endlich ward der beabsichtigte Handelsvertrag vor der Hand aufgegeben. Hartley sandte die alten Präliminarartikel unverändert, nur mit einer kurzen Einleitung und dem zur Bestätigung erforderlichen Schlußsatze versehen, nach London, und diese wurden, auf seinen Vorschlag, als definitiver Friedensschluß, am 3. September 1783 in Paris unterzeichnet.

Gleich darauf erneuerte Franklin sein Gesuch um Entlassung, und wandte sich, als er keine Antwort erhielt, in einem Privatschreiben an seinen Freund, den General Mifflin, da=

---

ten Schreiben an den Präsidenten, gethan hatte, und im Mai 1784 wieder that.

maligen Präsidenten des Kongresses, mit der Bitte, diese Sache zu betreiben, und zugleich für seinen Enkel sich zu verwenden. Immer lebhafter sehnte er sich nach Ruhe, obgleich die erneute, große Thätigkeit der letzten Jahre seiner Gesundheit nicht nachtheilig gewesen war. Er schrieb darüber am 6. Januar 1784 an seinen Freund John Jay:

»Wahr ist es allerdings, daß ich am Stein leide, doch denke ich nicht daran, ihn operiren zu lassen. Das Uebel ist noch sehr erträglich. Schmerzen fühle ich nur, wenn ich auf gepflasterten Straßen fahre, oder irgend eine rasche Bewegung mache. Wenn ich das Zunehmen der Krankheit, wie ich hoffe, durch Enthaltsamkeit und mäßige Bewegung verhüten kann, so werde ich ziemlich behaglich damit an's Ende meiner Lebensreise gelangen, das jetzt nicht sehr entfernt mehr sein kann. Ich bin heiter, freue mich der Gesellschaft meiner Freunde, schlafe gut, habe hinlänglichen Appetit, und mein Magen thut seine Schuldigkeit. Das letztere ist sehr wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit; daher nehme ich keine Arzenei, um den Magen nicht zu verderben. Sie können sich denken, daß meine Krankheit nicht

sehr schwer sein muß, da ich sie weniger fürchte, als den Gebrauch der Arzeneimittel.

Es freut mich, von Ihnen zu hören, daß ich meinen Freunden noch werth bin. Wie gern möcht' ich sie wiedersehen; doch ich zweifle an der Möglichkeit. — Freilich habe ich, wie Sie bemerkten, einige Feinde in England, aber sie sind mir als einem Amerikaner feind; ich habe auch zwei oder drei in Amerika, die sind aber dem Minister abhold, und, Gott sei's gedankt! in der ganzen Welt ist Keiner, der den Menschen in mir haßte, denn durch seine Gnade bin ich im Stande gewesen, während meines langen Lebens mich so zu betragen, daß kein menschliches Wesen mit Grund sagen könnte: Benjamin Franklin hat mir Unrecht gethan! — Das, mein Freund, ist im hohen Alter ein tröstlicher Gedanke. Auch Sie haben wohl Ihre Feinde; aber das müsse Sie nicht unglücklich machen. Wenn Sie dieselben richtig zu gebrauchen wissen, so werden sie Ihnen mehr Nutzen, als Schaden bringen, denn sie zeigen uns unsere Fehler, machen uns wachsam und vorsichtig, und sind uns dadurch behülflich, immer besser zu werden.«

Am 13. Mai schrieb er demselben Freunde:

»Sie waren so freundlich, mir Ihre Dienste in Amerika anzubieten. Recht sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie sich für die Erfüllung meiner Bitte, um Entlassung aus meinem Dienste, verwenden wollten. Ruhe ist jetzt das Einzige, wonach ich strebe. Wenn Sie außerdem vielleicht der Ansicht sind, daß mein Enkel sich zum Legations-Sekretär oder zum Chargé d'affaires an diesem Hofe eignet, so würde ich Ihnen für eine Empfehlung desselben sehr dankbar sein rc.«

Dieselben Wünsche äußert er in einem gleichzeitigen Briefe an Herrn Laurens, welcher ebenfalls im Begriff war, nach Amerika zurückzukehren.

Vom Juni und Juli dieses Jahres hat sich wiederum ein Tagebuch in Franklin's Nachlaß gefunden, was jedoch nur wenig von allgemeinem Interesse darbietet.

»Den 26. Juni 1784. Ein Herr Waltersdorff erzählte mir: der damals in Paris sich aufhaltende König von Schweden habe sich daselbst nicht beliebt gemacht; er wisse sich nicht zu benehmen, und verschmähe es, seinen Gesandten um Rath zu fragen; dabei spreche er beständig von sich selbst rc., weshalb man ihn denn gern los sein wolle. Das Gerücht sage, er sei

gekommen, um Gothenburg an Frankreich zu verkaufen.

Den 29. Juni. Herr Hammond, Sekretär bei Herrn Hartley, sagte mir, der letztere habe die erwarteten Ordres zu seiner Abreise noch nicht erhalten, woraus er schließe, daß sein Hof, in Betreff des mit Amerika zu schließenden Handels-Traktats, neue Propositionen zu machen vorhabe.

Den 1. Juli. Der påpstliche Nuncius besuchte mich, um mir anzuzeigen, daß der Papst, auf meine Empfehlung, den Herrn John Carrol, Obern der katholischen Geistlichkeit in Amerika, mit mehreren Eigenschaften eines Bischofs bekleidet habe, und denselben, wahrscheinlich noch vor Ende dieses Jahres, zum Bischof erheben werde. Er sagte mir ferner, wir wůrden die Katholiken nicht so intolerant finden, als sie dargestellt wůrden; die Inquisition habe jetzt nicht so viele Macht in Rom, als in Spanien; die Congregation wůrde bereits die Erziehung mehrerer jungen Amerikaner ůbernommen haben, wenn ihre Anstalten nicht gar zu sehr ůberfůllt wåren ꝛc.

Den 10. Juli. Ich war zum Mittagsessen mit den Schwedischen Herren bei Herrn Grand.

Wir sprachen viel über den möglichen Handel zwischen Schweden und Amerika. Dann erzählten sie, daß der Prätendent Charles Stuart, den sie in Rom getroffen, sich in sehr drückender Lage befinde und manchmal kaum Brod zu essen habe, weil Frankreich die ihm früher gewährte Pension neuerlich nicht mehr auszahlen lasse.

Den 11. Juli. Herr Waltersdorff erzählte mir, daß die Verhandlungen in Betreff Gothenburgs, welches zum Freihafen und Stapelplatz für Frankreich gemacht werden sollte, wahrscheinlich zu keinem Resultate führen würden, weil Schweden eine der Westindischen Inseln als Ersatz verlange. Ich glaube, Schweden würde besser thun, davon abzustehen.

Den 14. Juli. Herr Hammond meldete mir, daß Herr Hartley noch immer keine Instruktionen, in Betreff des Handelsvertrages, erhalten habe. Ich sagte ihm: Ihr Hof und der hiesige scheinen in dieser Angelegenheit auf einander zu warten. Sie sind beide besorgt, zu viel für uns zu thun, und doch möchte Jeder etwas mehr thun, als der Andere. Sie hätten besser gethan, unsern ersten großmüthigen Vorschlag anzunehmen und den freien Verkehr herzustellen.

Jetzt wird England engherzige Beschränkungen machen, und Frankreich wird Ihren Hof an Großmuth übertreffen. — Ihr seht nie Eure Thorheiten ein, bis es zu spät ist, sie zu heilen.

Den 18. Juli. Ein guter Abbé bringt mir einen weitläufigen Plan zur Reformirung aller Kirchen und Staaten, den er in seiner Kammer ausgeheckt hat, ohne die Welt zu kennen. Ich versprach, das Manuscript durchzusehen. Es ist merkwürdig, welch' eine Unzahl von neuen Gesetzgebern mich besucht, um mir freundlich ihre Pläne, zur Staatsverfassung für die Vereinigten Staaten, vorzulegen.

Den 22. Juli. Lord Fitzmaurice besuchte mich, und brachte mir mehrere Briefe und Schriften aus England. Er meinte, Pitt sei in Gefahr, seine Majorität im Hause der Gemeinen zu verlieren, weil er kein Geld habe, sie zu bezahlen. Ich entgegnete, das Parlament sei eine sehr kostspielige Regierungsmaschine, und da dasselbe sich immer in den Willen der Minister fügen, das Volk aber Geld herbeischaffen müsse, um das Parlament für dieses »Sich fügen« zu bezahlen, so würde es von derselben Wirkung und viel wohlfeiler sein, sich von den Ministern aus

der ersten Hand, und ohne Parlament, regieren zu lassen.«

Es ist früher schon erwähnt worden, daß Franklin's einziger ihn überlebender Sohn, der Gouverneur Franklin, in seinen politischen Ansichten von denen des Vaters völlig abwich. Darüber konnte sich dieser trösten, und er that es auch, wie das an seinem Orte erwähnte Schreiben an diesen Sohn, vom 6. Oktober 1773, darthut. Hart aber, und wahrscheinlich bekümmernd, mußte es für den alten Vater sein, daß dieser Sohn, nach dem Bruche mit England, gegen Vater und Vaterland die Waffen ergriff *). Seine Empfindungen darüber spricht er in folgendem Briefe aus:

Passy den 16. August 1784.

»Lieber Sohn!

Deinen Brief vom 22. voriges Monats habe ich erhalten, und freue mich, daraus zu ersehen, daß du den Wunsch hegst, das vormals zwischen

---

*) Er bildete (wie man glaubt) und befehligte das Corps der Loyalisten in New-York.

uns bestandene liebevolle Verhältniß wieder in's Leben zu rufen. Die Erfüllung dieses Wunsches kann mir nur angenehm sein. So tief hat mich in der That noch nie etwas betrübt, so schneidend schmerzlich hat mich nie etwas ergriffen, als daß mein einziger Sohn in meinen alten Tagen mich verlassen, und nicht allein verlassen, sondern die Waffen gegen mich ergreifen konnte, in einer Sache, bei welcher mein guter Ruf, mein Vermögen, mein Leben, kurz Alles auf dem Spiele stand. Du warst der Ueberzeugung, wie du sagst, daß Pflicht gegen deinen König und Rücksichten auf dein Vaterland dies von dir erheischten. Wegen Meinungsverschiedenheit in Staatsangelegenheiten will ich dich nicht tadeln. Wir sind Menschen und alle dem Irrthum unterworfen. Unsere Ansichten stehen nicht in unserer eigenen Macht; sie werden großentheils durch Umstände gebildet und geleitet, die oft eben so unerklärlich, als unwiderstehlich sind. Deine Stellung war der Art, daß Wenige dich getadelt haben würden, wenn du neutral geblieben wärst, obgleich es natürliche Pflichten giebt, die den politischen vorgehen, und nicht durch diese gehoben werden können. Doch dies ist ein unangenehmer Gegenstand; ich schweige

davon, und wir wollen uns, nach deinem Vorschlage, bestreben, das, was in dieser Hinsicht vorgefallen ist, so gut wir können, zu vergessen. Ich sende deinen Sohn zu dir hinüber, damit er dir seine Achtung bezeige. Du wirst ihn sehr zu seinem Vortheil verändert finden. Er ist in diesem Lande allgemein geschätzt und geliebt, und wird überall seinen Weg zu machen wissen 2c.«

Zu Anfang des folgenden Jahres ward endlich Franklin's Bitte, um Entlassung aus seinem Dienste, gewährt, und Herr Jefferson ward zu seinem Nachfolger ernannt; ohne Zweifel in jeder Hinsicht die passendste Wahl, die man treffen konnte. Franklin schrieb darauf dem Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sr. Excellenz dem Grafen de Vergennes 2c. 2c.:

Passy den 3. Mai 1785.

»Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu melden, daß ich gestern endlich die Erlaubniß erhalten habe, nach Amerika zurückzukehren. Da mein Gesundheitszustand mir nicht gestattet, um eine persönliche Abschieds-Audienz in Versailles zu bitten, so ersuche ich Sie, Sr. Majestät die tiefste Erkenntlichkeit für alle die unschätzbaren Wohl-

thaten, die Höchstderselbe meinem Vaterlande erwiesen hat, in meinem Namen respektvoll auszudrücken, ein Gefühl, welches ich, während der mir noch übrigen Lebenstage, meinen Landsleuten in gleichem Grade einzuprägen mich unablässig bemühen werde. Es ist mein aufrichtiges Gebet, daß Gott dem Könige, der Königin, deren Kindern und der ganzen Königlichen Familie, bis in die spätesten Geschlechter, seinen Segen verleihen wolle!

Erlauben Sie mir zugleich, auch Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen für den Schutz, den Sie mir bei meiner Ankunft gewährt, und die vielen Gefälligkeiten, die Sie mir, während meines Aufenthalts hier, erwiesen haben; ich werde derselben stets mit der größten Erkenntlichkeit gedenken.

Mit der vollkommensten Hochachtung und den besten Wünschen für Sie und Ihre liebenswürdige Familie, bin ich

Ew. Excellenz 2c.

B. Franklin.«

Der Graf erwiederte am 22. Mai, daß der König ihn seiner aufrichtigen Achtung versichern

lasse, und mit wahrhafter Freude vernehmen würde, daß seine Mitbürger die wichtigen Dienste, die er ihnen geleistet habe, auf eine würdige Weise belohnt hätten rc.

Obgleich jetzt Franklin seine Entlassung erhalten hatte, und mehr als je an seiner Krankheit litt, so benutzte er doch mit unablässigem Eifer auch noch die letzten Wochen und Tage seines Aufenthalts in Europa, um seinem Vaterlande und der Menschheit nützlich zu werden.

Es gelang ihm, einen Freundschafts- und Handels-Traktat mit dem Könige von Preußen abzuschließen, in welchem zum ersten Male (und vielleicht, obschon nicht zur Ehre der Menschheit, zum letzten Male) ein Grundsatz ausgesprochen ward, den Franklin schon lange zu einem Gesetze des Völkerrechts zu erheben wünschte. Es heißt nämlich im drei und zwanzigsten Artikel des erwähnten Traktats:

„Wenn zwischen den kontrahirenden Parteien ein Krieg entstehen sollte, so soll den Kaufleuten des einen Staats, welche dann im andern sich aufhalten, eine Frist von neun Monaten gewährt sein, um ihre Geschäfte zu reguliren, und, wenn sie es für gut finden, mit allen ihren Effekten

frei und unbehindert abzuziehen. Alle Weiber und Kinder, Studirende aller Art, Ackerbauer, Künstler, Fabrikanten und Fischer, welche unbewaffnet sind und unbefestigte Städte, Dörfer und Ortschaften bewohnen, so wie überhaupt Alle, deren Beschäftigung den Lebensunterhalt und das Wohl der Menschheit bezielt, sollen ihre verschiedenen Geschäfte unbehindert forttreiben dürfen und in ihrer Person nicht verletzt werden; auch sollen ihre Häuser und Güter nicht verbrannt oder anderweitig zerstört, und ihre Felder nicht verwüstet werden durch die bewaffnete Macht, oder durch den Feind, in dessen Gewalt sie, bei den Ereignissen des Krieges, fallen mögen; wenn es aber nothwendig ist, ihnen irgend etwas, zum Gebrauch einer solchen bewaffneten Macht, zu nehmen, so soll ihnen der Werth des Genommenen nach billiger Schätzung erstattet werden. Und alle Handels- und Kauffahrtei-Schiffe, welche benutzt werden, die Erzeugnisse verschiedener Orte auszutauschen, und mithin dazu dienen, die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens zugänglicher und allgemeiner zu machen, sollen frei und ungehindert segeln dürfen, und keine der kontrahirenden Mächte soll irgend ein bewaffnetes

Privatschiff ermächtigen, solche Kauffahrteischiffe zu nehmen oder zu vernichten, oder einen solchen Handel zu unterbrechen.«

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Paris fehlte es Franklin nicht an den sprechendsten Beweisen, wie sehr er auch am Hofe geachtet war, und als man daselbst, kurz vor seiner Abreise, erfuhr, daß seine Krankheit ihm die Bewegung des Fahrens unerträglich mache, ward ihm die, von Spanischen Maulthieren getragene Sänfte der Königin so freundlich angeboten, daß er den Gebrauch derselben dankbar annahm, und auf diese Weise ohne Beschwerde nach Havre de Grace gelangte, wo er sich einschiffen wollte, und bis wohin seine Verwandten und mehrere Freunde ihn in Wagen begleiteten. Auf dieser Tour erfuhr er überall die auffallendsten Beweise der Achtung und Freundlichkeit, wie folgender Auszug aus seinem Journal beweiset.

»Den 12. Juli. Nachmittags vier Uhr verließ ich Passy, und erreichte in vier Stunden St. Germain, wo Mme. Williams, meine Cousine, mir eine Wohnung bei Herrn Benoit besorgt hatte.

Den 13. Juli. Erreichte gegen Abend Man=

tes, wo ich eine Einladung vom Kardinal de la Rochefoucauld erhielt, den folgenden Tag mit meinem ganzen Gefolge bei ihm in Gaillon zu verweilen; dabei ließ er mir sagen, er werde keine Entschuldigung annehmen, denn da er in seinem Erzbisthum allmächtig sei, so würde er uns nolens volens in seiner Wohnung aufhalten.

Den 14. Juli. Verließ Mantes früh Morgens, empfing in Vernon einen Besuch von Graf und Gräfin Tilly, und erreichte Nachmittags das prachtvolle alte Schloß des Kardinals, wo wir den Abend recht heiter hinbrachten. Der Kardinal ist in seinem Bisthum sehr beliebt und geachtet.

Den 15. Juli. Verließ Gaillon fünf Uhr Morgens, ruhte Mittags und traf fünf Uhr Abends in Rouen ein, wo mein Freund Holker uns alle bei sich aufnahm. Der Präsident des Parlaments (?) invitirte uns zum Diner am folgenden Tage, wir hatten uns aber schon bei Holker versagt.

Den 16. Juli. Eine Deputation der Akademie kam, mich zu begrüßen und mir ein Geschenk von einem der Direktoren zu überreichen, ein magisches Quadrat, dessen Sinn ich nicht

entziffern konnte. Empfing sonst noch viele Besuche. Mittags große Gesellschaft. Abends beim Präsidenten, wo wir schlechten Thee tranken, den man in Frankreich noch wenig trinkt und daher nicht zu bereiten versteht.

Den 17. Juli. Früh auf den Weg. Mittags in Yvetot, Abends in Bolbec. Die Menschen dieses Striches scheinen thätig, und besser genährt als in den Weinländern.

Den 18. Juli. Erreichten Nachmittags fünf Uhr Havre, wo Herr Ruellan und seine Frau uns freundlich aufnahmen.

Den 19. Juli. Besuche vom Intendanten, dem Gouverneur und sämmtlichen Offizieren der Garnison. Die Schiffe waren mir zu theuer, daher beschloß ich, das Packetboot von Southampton zu erwarten.

Den 20. Juli. Neue Besuche von den Offizieren des Ingenieur-, Artillerie- und Marine-Corps. Diner bei einem Herrn Limosin. Das Packetboot kam an.

Den 21. Juli. Einladung vom Kommandanten auf den folgenden Tag. Abgelehnt, weil wir Abends segeln sollten. Erwiederung der Besuche. Konträrer Wind machte die Abfahrt unmöglich.

Den 22. Juli. Ich nahm Abschied von den Freunden, schiffte mich ein und segelte um 10½ Uhr, bei ungünstigem Wind.

Den 24. Juli. Wir landeten glücklich in Southampton, zwischen acht und neun Uhr Morgens. Mein Sohn war mit Herrn Williams und Herrn Alexander von London gekommen, um mich hier zu begrüßen. Nachmittags kam auch der Bischof von St. Asaph (Dr. Shipley) mit Frau und Tochter, die mit uns in einem Hause logirten.

Den 25. Juli. Mein Sohn legte mir die schriftlichen Bedingungen vor, unter welchen er seine Ländereien in New-Jersey und New-York an meinen Enkel übertragen wollte. Mehrere Freunde kamen von London, mich zu sehen. Dr. Lettsom sandte mir die Werke des Dr. Fothergill. Der Sekretär des Lord Townshend ließ mir sagen, daß an die Zollbehörde in Cowes der Befehl ergangen sei, mein Gepäck nicht zu untersuchen rc.

Den 26. Juli. Der Vertrag zwischen meinem Sohn und meinem Enkel ward unterzeichnet.

Den 27. Juli. Alle meine Freunde begleiteten mich nach Cowes und an Bord des, zu

meiner Ueberfahrt bestimmten Schiffes, und blieben die Nacht da.

Den 28. Juli. Als ich Morgens erwachte, waren meine Freunde ans Land gegangen, und das Schiff unter Segel.«

Auf der Seereise beschäftigte sich Franklin viel mit Beobachtungen aller Art, und schrieb einen interessanten Aufsatz über die Verbesserungen der Schiffahrt, den er dem Herrn le Roy in Paris adressirte, und der später in der Amerikanischen philosophischen Gesellschaft vorgelesen ward; ferner eine Abhandlung über die Rauchfänge, und die Beschreibung einer Erfindung, mittelst welcher der in den Oefen sich bildende Rauch ganz verzehrt wird. Alle diese Aufsätze ließ die philosophische Gesellschaft in Philadelphia später in ihren »Verhandlungen« abdrucken.

»Den 13. September. Bei Sonnen-Untergang segelten wir Newcastle vorbei, und gingen, der Ebbe wegen, vor Redbank vor Anker.

Den 14. Sept. Mit der Fluth erhob sich ein frischer Wind, und in kurzer Zeit waren wir oberhalb Gloucester Point, in vollem Anblick meines theuren Philadelphia's. Hier mußten wir den Quarantaine-Beamten erwarten. Dieser kam,

fand Alles wohl, und gestattete uns, zu landen. Mein Schwiegersohn kam mit einem Boot, um uns abzuholen. Wir stiegen an der Marktstraßen-Werfte an's Land, wo eine große Volksmenge uns mit Hurrah's empfing und mit Freudengeschrei bis zu meiner Thüre geleitete. Die Meinigen fand ich alle wohl.

Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade!«

So schließt Franklin's Tagebuch aus dieser Periode. Die Schriftsteller jener Zeit berichten über seine Ankunft in Philadelphia Folgendes:

Franklin's Einzug in Philadelphia glich einem Triumphzuge, und er durchschritt die Straßen dieser Hauptstadt unter den Segenswünschen eines freien, dankbaren Volkes, das seine Dienste nicht vergessen hatte. Die Krieger, welche für eine, durch seine Weisheit gesicherte Unabhängigkeit ihr Blut vergossen hatten, eilten herbei, ihm ihre rühmlich erhaltenen Wunden zu zeigen; die alten Männer umgaben ihn, und erzählten, wie sie Gott gebeten hätten, ihnen noch einige Tage zu vergönnen, um seine Rückkehr zu erleben; und die Jünglinge standen rings umher, glücklich, die Züge des großen Mannes zu erblicken,

dessen Talente, dessen Verdienste und dessen Tugenden in ihren Herzen die ersten Flammen der Begeisterung entzündet hatten, während die Kanonen und Glocken der Stadt die frohe Botschaft seiner Rückkehr der ganzen Umgegend laut verkündeten.

Darauf erschienen zuerst die Repräsentanten des Volks und überreichten ihm folgende Adresse:

Herrn Benjamin Franklin, Dr. rc.

»Die Repräsentanten der freien Bürger des Staats Pensylvanien wünschen Ihnen auf das herzlichste Glück zu Ihrer Rückkehr ins Vaterland, nach einer so langen, durch die wichtigsten Geschäfte veranlaßten Abwesenheit. Wir wünschen Ihnen gleichfalls Glück zur festen Begründung der Unabhängigkeit Amerika's rc. Wir sind überzeugt, daß wir die Gefühle dieses ganzen Landes aussprechen, wenn wir sagen, daß Ihre Dienstleistungen bei den öffentlichen Rathschlägen und Verhandlungen nicht nur den Dank der gegenwärtigen Generation verdient haben, sondern zu Ihrer unsterblichen Ehre die Bücher der Geschichte zieren werden rc. Möge es Gott gefallen, unsere Bitte zu gewähren, daß Sie den Abend

Ihres Lebens in Ruhe und Heiterkeit genießen, und Theil nehmen können an dem Glücke, welches Sie mit Eifer und Erfolg Anderen zu sichern strebten.«

Gezeichnet, auf Befehl des Hauses,

John Bayard, Sprecher.

Im Versammlungshause der Repräsentanten, den 15. Sept. 1785.

Franklin erwiederte:

»Ich schätze mich sehr glücklich, aus Ihrer freundlichen und liebevollen Adresse zu entnehmen, daß meine Bemühungen, meinem Vaterlande in dem bestandenen Kampfe nützlich zu sein, die Billigung der achtungswürdigen Repräsentanten der freien Bürger Pensylvaniens erhalten haben. Ich zähle diese Billigung zu den ehrenvollsten Ereignissen meines Lebens, und hoffe, daß der Friede, mit welchem Gottes Gnade uns gesegnet hat, dauernd sein, und daß die freie Verfassung, deren wir uns jetzt erfreuen, zur Förderung unseres gemeinschaftlichen Glückes lange beitragen werde. Die freundlichen Wünsche der allgemeinen Versammlung für mein besonderes Wohlergehen, haben mich tief ergriffen, und ich bitte dieselbe, die

Versicherung meiner dankbaren Erkenntlichkeit zu genehmigen.« —

Dann erschienen nach einander die Deputationen der philosophischen Gesellschaft, der Universität, der konstitutionellen Gesellschaft, der richterlichen Behörden der Stadt, der Offiziere der Miliz und mehrerer anderer Korporationen, welche Alle ähnliche Gratulations=Adressen überreichten, die Franklin auf ähnliche Art beantwortete, und bald darauf erhielt er folgende Zeilen vom General Washington:

Mount Vernon den 25. Sept.

»Lieber Herr!

Unter den öffentlichen Gratulationen zu Ihrer glücklichen Rückkehr nach Amerika, nach einer so langen Abwesenheit von diesem Lande, und nach den vielen, unschätzbaren Diensten, die Sie demselben geleistet haben, — wofür auch ich, als ein Mitgenießender, mich Ihnen verpflichtet fühle, — möge es auch einem Einzelnen erlaubt sein, mit dem Ausdruck seiner Gefühle sich der allgemeinen Stimme anzuschließen, und die Versicherung hinzuzufügen, daß, so wie Keiner eine größere Achtung für Ihren Charakter hegen kann,

so auch Keiner mit mehr Aufrichtigkeit und mit größerer Freude Sie begrüßt, als ich es bei dieser Gelegenheit thue. Ich bin ꝛc.

G. Washington.«

An Dr. Franklin.

Bald nach Dr. Franklin's Ankunft in Philadelphia, ward er zum Mitgliede des obersten Stadtraths, und kurze Zeit darauf zum Präsidenten des Staats Pensylvanien erwählt, welche Würde er drei Jahre nach einander bekleidete.

Im November schrieb er an Dr. Bancroft in London:

»Sie schreiben mir, daß Herr Dilly eine neue Ausgabe meiner Schriften beabsichtigt, und deßhalb von mir die für paßlich zu erachtenden Zugaben zu erhalten wünscht. Gegenwärtig habe ich meine Papiere nicht in Ordnung, doch wird der Bau eines neuen Flügels an meinem Hause bald beendet, und dann mein nächstes Geschäft sein, meine sämmtlichen Effekten in dem gewonnenen Raume zu ordnen. Vielleicht werde ich dann im Stande sein, den Wunsch zu erfüllen. Was die beabsichtete Biographie betrifft, bitte ich Sie, dem Herrn zu melden, daß ich selbst, von

vielen Seiten dazu aufgefordert, an meiner Lebensbeschreibung arbeite ꝛc. — Die Hoffnung auf einen Handelstraktat mit Großbritannien habe ich aufgegeben, und ich meine, wir bedürfen dessen weniger, als die Engländer. Hier sieht man überall Beweise des öffentlichen Wohls, und wenn wir auch hin und wieder in unsern Verfassungen einen Uebereilungsfehler wahrnehmen, so wird dem wohl nach und nach abzuhelfen sein, so wie auch die durch einzelne Phantasten erregten Unruhen von keiner Bedeutung sind ꝛc.«

Im Anfang des folgenden Jahres schrieb er an den Dr. Shipley, Bischof von Asaph:

Philadelphia den 24. Febr. 1786.

»Mein theurer Freund,

Ich erhielt neulich Ihren freundlichen Brief vom 27. Nov. vor. Jahrs. Mein Empfang hier war, wie Sie gehört haben, in der That sehr ehrenvoll, allein eben das und ein Rest von Ehrgeiz, wovon ich mich frei gewähnt hatte, verleiteten mich, die Präsidentschaft für den Staat Pensylvanien anzunehmen, obgleich Ruhe und Privatleben besser für mich gewesen wären *).

*) Er war bereits 80 Jahre alt.

Ich hoffe jedoch im Stande zu sein, die Anstrengung noch ein Jahr zu ertragen, und mich dann zurückzuziehen.

Sehr leid war mir's, daß uns bei unserer letzten Zusammenkunft in Southhampton so wenig Gelegenheit zur Unterhaltung ward. Sie könnten mir Belehrung und Rath ertheilt haben; aber wir waren kaum eine Minute ungestört. Für die Freude beim Lesen des neuen Buches, das ich nach meiner Abreise von Ihnen erhielt, bin ich Ihnen Dank schuldig; es scheint mir gut geschrieben, und wird nicht ohne Wirkung sein, obgleich die Lesezeit der meisten Menschen neuerlich so sehr durch die Zeitungen und kleinen Flugschriften in Anspruch genommen wird, daß nur Wenige sich an einen Quartband wagen. Gewundert habe ich mich, daß im vorigen Jahrhundert ein Foliant (Burton, über Melancholie) in etwa 40 Jahren sechs Auflagen erlebte. Jetzt wird, glaube ich, von Mehreren gelesen, aber nicht solche große Bücher.

Sie wünschen über die fortschreitenden Verbesserungen unserer Regierung etwas zu erfahren. Ich denke, wir sind auf dem rechten Wege zur Verbesserung, denn wir machen Erfahrungen.

Ich widersetze mich nicht Allen, die mir auf unrechtem Wege scheinen, denn auf die Menge wirkt die Erfahrung mehr zur Besserung, als Gründe. Ich meine, wir werden täglich mehr und mehr aufgeklärt, und zweifle nicht, daß wir in wenigen Jahren so viel öffentliche Wohlfahrt erlangen werden, als eine gute Regierung zu gewähren im Stande ist. Ihre Zeitungen sind angefüllt mit erdichteten Erzählungen von Anarchie, Unordnung, Kummer und Elend, worin wir als Folge der Revolution verwickelt sein sollen; und die wenigen noch übrigen Freunde der alten Regierung unter uns bemühen sich, jede kleine Widerwärtigkeit zu vergrößern, die durch einen Wechsel der Handelskonjuncturen veranlaßt ward. Diesen Klagen zu begegnen, ward der einliegende Aufsatz geschrieben *), der Ihnen eine richtigere Idee von unserer Lage geben wird, als Ihre eigenen öffentlichen Blätter. Und ich kann versichern, daß die große Masse unseres Volkes bei dem Wechsel sich glücklich, und nicht die geringste Neigung fühlt, unter die Herrschaft Bri-

*) Hat sich nicht im Nachlaß gefunden.

tanniens zurückzukehren. Die allgemeine Billigung der neuen Maßregeln konnte nicht kräftiger ausgesprochen werden, als durch die fast einstimmige Wahl des neuen Präsidenten dieses Staates, der so viel zum Wechsel mit gewirkt hatte *); die Mitglieder der Versammlung, die ihn wählten, waren wiederum durch die unbestochene Wahl des Volkes ernannt, und so kann man bei diesem mit Grund die nämlichen Gesinnungen voraussetzen. — Fast einstimmig, sage ich, denn von siebzig bis achtzig Stimmen war, außer der meinigen, nur noch eine gegen ihn.

Meine häuslichen Angelegenheiten, wonach Sie sich so freundlich erkundigen, lassen mir gegenwärtig nichts zu wünschen übrig. Ich bin umgeben von meinen Nachkommen, einer treuen, zärtlichen Tochter und sechs Enkeln, von denen Sie den ältesten gesehen haben. Dieser geht jetzt in ein nahe gelegenes Institut, um seine gelehrte Bildung zu beendigen; die andern lassen, nach Fähigkeiten und Neigungen, das Beste hoffen. Wie sie sich aufführen werden, wenn sie heran-

*) Nämlich Franklin selbst.

wachsen und in die bedeutendern Scenen des Lebens eintreten, — das werde ich nicht erleben und kann ich nicht vorhersehen; daher freue ich mich mit ihnen der Gegenwart und überlasse das Künftige der Vorsehung.

Wer eine große Familie heranziehet, öffnet wirklich, wie Watts sagt, der Sorge ein weiteres Feld, — aber auch der Freude. Wenn wir unsre kleine Flotte von Barken in den Ocean hinauslassen, nach verschiedenen Häfen bestimmt, so hoffen wir für jede auf eine glückliche Fahrt; allein widrige Winde, verborgene Klippen, Stürme und Feinde melden sich, und verlangen das Ihrige bei der Vertheilung der Begebenheiten, und obgleich wir durch diese in mancher Hoffnung uns getäuscht sehen, sollten wir uns doch glücklich schätzen, wenn nur einige mit Erfolg zurückkehren, zumal, wenn wir die Gefahren erwägen, gegen die keine Versicherung möglich ist. Meines Sohnes Sohn (Temple Franklin), den Sie auch gesehen haben, erhielt, als wir in Southhampton waren, von seinem Vater einen schönen Meierhof von 600 Acker Landes, und hat für jetzt seine Absichten auf eine politische Laufbahn aufgegeben, um mit

Eifer die Landwirthschaft zu betreiben *). Dies ist mir weit lieber, weil ich diese Beschäftigung für die nützlichste, unabhängigste und deßhalb edelste halte. —

Sie werden auch über mich selbst ein paar Worte erwarten. Meine Gesundheit und meine Geisteskraft sind, Gott sei Dank, unverändert, seit Sie mich sahen. Die einzige Beschwerde, die ich damals hatte, wird nicht schlimmer, und ist zu ertragen. Ich habe noch Freude an dem Umgange mit meinen Freunden, und da ich reichlich zu leben habe, so sind für mich manche Gründe vorhanden, das Leben zu lieben. Allein der Lauf der Natur muß der gegenwärtigen Art meiner Existenz bald ein Ende setzen. Darin werde ich mich denn auch willig zu finden wissen. Ich habe während meines langen Lebens einen guten Theil von dieser Welt gesehen, — jetzt fühle ich eine wachsende Neugier, auch einmal

*) Man fürchtete in Amerika, und wol nicht ohne Grund, alle Erbvorzüge und alle Familienprotektion; daher ward selbst Franklin's wiederholter Wunsch einer Ernennung seines Enkels nicht beachtet, und der Umstand mag wol mit zur Landwirthschaft geführt haben.

eine andere kennen zu lernen, und kann freudig, mit kindlichem Vertrauen, meine Seele der Leitung des großen und guten Vaters der Menschheit überlassen, der sie erschuf, und der mich, von meiner Geburt an bis zu dieser Stunde, so gnädig schützte und segnete. Wo ich auch bin, hoffe ich stets eihe erfreuende Erinnerung Ihrer Freundschaft zu behalten, und bleibe mit aufrichtiger Achtung Ihr Sie innig liebender

B. Franklin.«

Einer Freundin, der Mrs. Hewson in London, schrieb er am 6. Mai dieses Jahres:

»Die Gefährten meiner Jugend sind freilich fast alle abgeschieden, doch ich befinde mich wohl unter ihren Kindern und Enkeln. Ich habe öffentliche Geschäfte genug, um vor langer Weile geschützt zu sein, und außerdem Privatvergnügungen durch Unterhaltung, durch Bücher, durch meinen Garten und mitunter auch durch ein Spiel Karten. Was die öffentlichen Vergnügungen betrifft, so haben wir weder Schauspiel noch Oper, aber zuweilen ein Oratorium, und öfter andere Konzerte, Bälle und Gesellschaften; auch kleine häusliche Zirkel, wo zuweilen getanzt

und oft recht gut musicirt wird, so daß wir eben so vergnügt durch's Leben hinschlendern, als Ihr in England, ausgenommen in London, das eine Bühne und gute Schauspieler hat. Das ist aber auch der einzige Vorzug, den ich London vor Philadelphia einräumen kann ꝛc.«

Ueber den Zustand von Amerika sagt Franklin in einem Schreiben an seinen Freund, den Kolonel Hunter (vom 24. November 1786) Folgendes:

»Eure Zeitungen schildern, dem ehrlichen John Bull zu gefallen, unsere Lage in den schwärzesten Farben, als ob es mit uns, seit unserer Trennung von ihm, recht erbärmlich stehe. Folgende Bemerkungen können Dir dazu dienen, ein eigenes Urtheil zu fällen. Unsere Landleute, die Masse der Nation, haben eine reiche Erndte gehabt, und erhalten für ihre Produkte hohe Preise in baarem Gelde. Unsere Taglöhner finden alle Arbeit und hohen Lohn, und sind wohl genährt und gekleidet. Unsere Grundstücke und Häuser sind, in Folge des höhern Zinsfußes, seit der Revolution, dreifach im Werth gestiegen. Die Zahl der Gebäude in Philadelphia nimmt unglaublich zu, und in allen Theilen des Landes

werden kleinere Städte gegründet. Die Gesetze regieren, die Justiz wird prompt gehandhabt, und das Eigenthum ist hier so sicher, als irgendwo in der Welt. Täglich werden neue Strecken unbebauter Ländereien gekauft, und unsere Ansiedlungen dehnen sich schnell nach Westen aus. Europäische Waaren konnten wir nie so wohlfeil bekommen, als seitdem England nicht mehr das Handelsmonopol über uns ausüben kann. Kurz: jeder Mensch kann hier glücklich werden, wenn er glückliche Dispositionen hat, und diese sind selbst im Paradiese zur Glückseligkeit nothwendig.

Das hier Gesagte bezieht sich auf Pensylvanien, womit ich am meisten bekannt bin; doch da ich in allen Zeitungen von der außerordentlichen Freude lese, mit welcher überall der 4. Juli, als der Tag, an welchem wir unsere Unabhängigkeit erklärten, gefeiert wird, so bin ich überzeugt, daß auch keiner der andern Staaten mit der Revolution unzufrieden ist.« —

1787, in seinem zwei und achtzigsten Lebensjahre, schrieb Franklin den 15. April an Herrn le Veillard:

»— Ich merke zwar, daß meine Krankheit

(der Stein) zugenommen hat, doch leide ich im Ganzen nicht mehr daran, als da ich in Passy war. Wer den Becher des Lebens bis auf den Grund leeren will, muß gefaßt sein auf einen Theil der gewöhnlichen Hefen, und wenn ich die Zahl der schrecklichen Krankheiten bedenke, denen die menschliche Natur unterworfen ist, so halte ich es für eine Begünstigung, daß mir nur Stein- und Gichtschmerzen zu Theil geworden.«

Von demselben Datum an den Herzog de la Rochefoucault:

»Ich bin abermals zum Präsidenten von Pensylvanien erwählt, und zwar diesmal ganz einstimmig, denn, außer meiner eigenen, war keine einzige Stimme verneinend. Dabei erfreue ich mich von allen angesehenen Personen in der Regierung jeder Aufmerksamkeit und Hülfsleistung, die ich nur verlangen kann, um mir das Geschäft so wenig als möglich lästig zu machen. So schreite ich denn auch in diesem Jahre behaglich vorwärts, und sehe gegenwärtig keine Wahrscheinlichkeit des Wechsels. Allein künftige Ereignisse sind immer ungewiß, und die Volksgunst ist sehr unzuverlässig, indem man sie mitunter durch gute Handlungen eben so leicht ver-

lieren als gewinnen kann. Deßhalb baue ich nicht auf eine Fortdauer meines gegenwärtigen Glückes, und es wird mich nicht befremden, wenn sich irgend etwas ereignen sollte, dasselbe zu vermindern, bevor meine Dienstzeit abgelaufen ist. In den einzelnen Staaten wird jetzt wenig an die Verbesserung ihrer besondern Verfassungen gedacht; aber die große Bundesverfassung wird allgemein getadelt, und zur Prüfung und Verbesserung derselben ist eine Kommission ernannt worden, in welcher Ihr alter Freund auch seinen Sitz einnehmen soll; ich fürchte nur, daß meine Krankheit mir zuweilen die Anwesenheit unmöglich machen wird.«

Den 17. April an den Marquis de la Fayette:

»Lieber Freund!

Ihren freundlichen Brief vom Februar des vorigen Jahres habe ich erhalten. Die Trägheit des hohen Alters und die stete Plage zu vieler Geschäfte haben mich zu einem so schlechten Korrespondenten gemacht, daß ich im letzten Jahre kaum an irgend einen meiner Freunde in Europa geschrieben habe; allein da es mir immer

Freude macht, von ihnen zu hören, und ich dieses nicht erwarten kann, wenn ich nicht fortfahre, ihnen zu schreiben, so greife ich wieder zur Feder, und beginne mit denen, deren Briefe mir am werthesten sind — und dazu zähle ich die Ihrigen.

Es freut mich, zu erfahren, daß Sie wieder in Paris sind, wo Ihr aufgeklärter Eifer für das Wohl unseres Landes am meisten zu unserm Vortheil gereichen kann, und ich weiß, dieser Eifer ist immer wirksam und unermüdlich. Unsere Feinde sind, wie Sie bemerken, stets bei der Hand, unsern National-Charakter herabzusetzen. Oft erzürnen mich ihre Beleidigungen, und ich bin fast im Begriff, zu vergelten; aber, wenn auch Grund genug zu Gegenbeschuldigungen vorhanden ist, so halte ich doch meine Hand zurück, weil ich nicht die Veranlassung zu neuem Zank geben möchte ꝛc.

Es wundert mich nicht, daß die Teutschen, welche wenig von freien Verfassungen wissen, zu der Voraussetzung bereit sind, daß dieselben sich nicht halten können. Wir meinen, daß sie es können, und hoffen es zu beweisen *). Daß in

---

*) An denselben Tage schrieb Franklin an Herrn Ar-

unsern ersten Grundzügen und Entwürfen der Regierung Fehler sind, ist nicht befremdend, vielmehr könnte es, in Erwägung der Zeiten und Umstände, unter welchen sie gemacht wurden, befremden, daß der Fehler so wenige sind. Am schwierigsten wird es wol sein, die allgemeinen Bundesartikel zu verbessern, womit wir jetzt eben in einer dazu erwählten Kommission beschäftigt sind.

Mein Enkel (der neue Landmann) ist ein wenig lüstern nach Paris, oder nach einer der andern feinen Städte Europa's, wo er die Gesellschaft für vorzüglicher hält, als in seinen Wäldern von Ancocas, wie sie es denn auch ohne Zweifel ist. Wäre er jetzt hier, so würde er gewiß mit mir und meiner übrigen Familie einstimmen in die besten Wünsche für die Gesundheit und das Wohl Ihrerselbst und Ihres ganzen liebenswürdigen Kaminzirkels. Sie werden einem alten Freunde von ein und achtzig Jahren erlauben, zu sagen, daß er Ihre Frau liebt,

---

naud: »Nur ein tugendhaftes Volk ist der Freiheit gewachsen; je verderbter und lasterhafter die Nationen werden, je mehr bedürfen sie eines Meisters.«

wenn er hinzufügt: und Ihre Kinder, und daß er Gott bittet, Sie alle zu segnen. Adieu ꝛc.«

Den 18. Mai, an Herrn George Wheatley.

»Sie sind jetzt acht und siebzig Jahre alt, und ich bin bald zwei und achtzig. Sie treten mir also fast auf die Hacken; aber wenn Sie gleich mehr Kraft und Geist haben, als ich, so können Sie mich doch nicht einholen, bis ich stille stehe, und das muß jetzt bald geschehen; denn ich bin so alt geworden, daß ich fast alle Jugendfreunde begraben und, Davids Periode zwölf Jahre überlebend, mich gleichsam eingedrängt habe in die Gesellschaft der Nachkommenschaft, während ich schon zu Bette und im Schlafe liegen sollte. Doch, wäre ich heimgegangen mit siebenzig, so hätte ich zwölf der thätigsten Jahre meines Lebens eingebüßt, in welchen ich überdies die wichtigsten Dinge betrieben habe. Ob ich aber Gutes oder Uebles gewirkt, das muß die Zeit lehren. Ich weiß nur, daß mein Wille gut war, und hoffe, daß Alles gut enden wird.«

Denselben, an Herrn Jordain in London:

»Kaum weiß ich, was am meisten zu bewundern ist, die wundervollen Entdeckungen

Herschels, oder die unermüdliche Geistesthätigkeit, wodurch er sie zu machen im Stande war. Laß uns hoffen, mein Freund, daß wir, frei von diesen körperlichen Schranken, die von ihm erspähten Sternensysteme mit einander durchwandern werden, geleitet durch einige unserer alten Gefährten, die schon mit denselben bekannt sind. Hawkesworth wird dort unsere Wanderung durch seine heitere, gemüthliche Unterhaltung beleben, und Stanley wird die Musik der Sphären begleiten.«

In der obenerwähnten Kommission, zur Prüfung und Veränderung der Bundes-Verfassung, war Franklin's Thätigkeit noch vom größten Nutzen. Er hielt daselbst mehrere Reden, die, zum Theil wenigstens, den beabsichteten Eindruck nicht verfehlten. Nicht so glücklich war er mit einem Vorschlage: jede Sitzung der Kommission mit einem allgemeinen Gebet zu eröffnen, in welchem der Beistand des Vaters des Lichtes erfleht werden möge, wie das früher, beim Anfange des Kampfes gegen England, in den Versammlungen geschehen wäre. »Damals,« sagte Franklin, »würden unsere Gebete erhört, und welcher unter uns hätte nicht die Gnade der Vorsehung

an sich erfahren? Haben wir jetzt diesen mächtigen Freund vergessen? oder wähnen wir seiner Hülfe nicht mehr bedürftig zu sein? Ich, meines Theils, habe lange gelebt, und je länger ich lebe, desto mehr überzeuge ich mich von der Wahrheit, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen regiert. Ich bin des festen Glaubens, daß es uns mit diesem politischen Bau ohne Seine Hülfe nicht besser ergehen wird, als den Erbauern des Babylonischen Thurms, und, was noch schlimmer ist, die Menschheit wird in Zukunft, nach diesem unglücklichen Beispiel, an der Möglichkeit verzweifeln, durch menschliche Weisheit eine gute Regierung zu begründen, und deßhalb Alles dem Zufall und dem Kriegsglück anheimstellen rc.«

Drei oder vier Personen ausgenommen, hielt die ganze Kommission die Gebete für unnöthig!

Die neue Verfassung kam zu Stande. Obgleich Franklin in einer Schlußrede erklärte, daß er mit einzelnen Punkten durchaus nicht zufrieden sei, so hatte er sich doch überzeugt, daß er selbst auch dem Irrthum ausgesetzt war, und daß gegenwärtig schwerlich ein besserer Plan all-

gemein angenommen werden würde. Er stimmte daher nicht nur für die Annahme, sondern bewirkte auch, daß derselbe, als einstimmig von der Kommission genehmigt, dem Kongresse zur Berathung vorgelegt ward. Hier ward lange und heftig darüber debattirt, woran jedoch Franklin keinen direkten Antheil nahm. Manches ward auch noch geändert, endlich aber die neue Verfassung von allen Staaten als gültig anerkannt.

Im Winter von 1787 bis zum Herbst 88 litt Franklin anhaltend und oft sehr heftig an Gichtschmerzen, die ihn lange nöthigten, das Zimmer zu hüten, aber die merkwürdige Folge hatten, daß er von seinen Steinschmerzen völlig befreit ward. Er hatte jedoch die Wahl zum Präsidenten von Pensylvanien zum dritten Male angenommen. Oefter durfte er, nach den Bestimmungen der Verfassung, nicht gewählt werden, und sah daher mit Sicherheit einer ruhigern Zukunft entgegen; doch blieb ihm auch dann Beschäftigung genug. Er schrieb täglich an seinen Memoiren, und ermüdete nicht in dem Briefwechsel mit seinen vielen Freunden in Europa. Außerdem wirkte er thätig fort als Präsident der

politischen Gesellschaft und einer anderen »zur Erleichternng des Elends in den Staatsgefängnissen,« und insbesondere als Präsident der, von ihm selbst gegründeten, Gesellschaft »zur Betreibung der Abschaffung des Sklavenhandels, zur Unterstützung freier Neger, die widerrechtlich in Fesseln gehalten werden, und zur Verbesserung der Lage der ganzen Afrikanischen Race.« In der letztern Funktion erließ er, am 12. Februar 1789, ein Memorial an das Repräsentanten-Haus der Vereinigten Staaten, worin er dasselbe dringend bittet, sich seiner ganzen verfassungsmäßigen Macht zu bedienen, um den Handel mit Menschen zu hintertreiben.

Dies war sein letzter öffentlicher Akt.

Seine Kränklichkeit nahm wieder zu, und zwang ihn, von jetzt an fast immer im Bette zu bleiben. Am heftigsten litt er wieder an Steinschmerzen, und zuletzt in solchem Grade, daß der Arzt ihm oft Opium geben mußte, um seine Qualen zu lindern. Dennoch blieb er im Ganzen heiter, freute sich, als er erfuhr, daß die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg ihn, im November 1789, zum Mitgliede erwählt hatte (was ihm von der Präsidentin, der

Prinzessin Daschkow, in einem Englischen Schreiben angezeigt ward), unterhielt sich freundlich mit seinen Verwandten und Freunden, faßte noch mit ungeschwächter Geisteskraft jede Gelegenheit auf, um Rath zu ertheilen und Gutes zu wirken, und schrieb, wenige Wochen vor seinem Tode, im März 1790, eine vortreffliche, äußerst witzige Parodie einer Rede, welche ein Herr Jackson im Kongreß zu Gunsten des Sklavenhandels gehalten hatte *).

Zwölf Tage vor seinem Ende ergriff ihn ein furchtbarer Schmerz in der Brust. Wenn er sprechen konnte, äußerte er sein Bedauern, diese Qual nicht tragen zu können, wie er es wol sollte, dankte Gott für alle seine Gnadenerweisungen, und zweifelte nicht, daß sein jetziges Leiden den freundlichen Zweck habe, ihm die Trennung von einer Welt zu erleichtern, in welcher er die ihm angewiesene Rolle nicht mehr durchzuführen im Stande sei. Am 13. April fühlte er sich plötzlich von allen Schmerzen frei, und schon faßten die Seinen neue Hoffnung auf seine Ge-

---

*) Wird in den vermischten Schriften mitgetheilt.

nesung *), als der Aufbruch eines Lungengeschwürs ihn eben so plötzlich in einen bewußtlosen Zustand versetzte, in welchem sein Körper ruhig dalag, bis er am 17. April 1790 verschied.

*) Er bat seine Tochter, Mrs. Bache, sie möge ihm sein Bett machen lassen, »damit er auf eine anständige Weise sterben könne.« Als sie darauf die Hoffnung aussprach, er werde noch manches Jahr leben, erwiederte er schnell: »Ich hoffe, nein.« —

Anhang.

Ueber die Bestattung der Leiche sagt ein Zeitgenosse Folgendes:

Alles, was sterblich war von diesem großen Manne, ward am 21. April auf dem Gottesacker der Christuskirche in Philadelphia beerdigt, und zwar auf dem an die Hauptstraße gränzenden Theile, damit ein etwa über seinem Grabe zu errichtendes Monument besser in die Augen falle.

Nie war in Amerika ein Begräbniß von einem so zahlreichen und angesehenen Gefolge begleitet. Der Zusammenlauf des Volks bei dieser Gelegenheit war ungeheuer. Alle Glocken der Stadt wurden schwarz umwunden, und selbst die Zeitungen mit Trauerrändern eingefaßt. Unter Artillerie-Salven ward die Leiche eingesenkt, und keine Feierlichkeit unterblieb, durch welche die Bürger ihre Verehrung für den Charakter des Verstorbenen an den Tag legen konnten.

Der Kongreß verordnete eine allgemeine Trauer durch ganz Amerika, für einen Monat, und die National-Versammlung von Frankreich bezeigte ihre Theilnahme durch eine gleiche Verordnung auf drei Tage.

In Grimm's Korrespondenz *) findet sich folgende Uebersetzung der Rede des Grafen Mirabeau, über den Tod Franklin's, gehalten in der Morgensitzung der National-Versammlung, am 11. Juni 1790.

»Franklin ist todt! —

Zurückgekehrt in den Schooß der Gottheit ist der Geist, der Amerika frei machte, und über Europa Lichtströme ausgoß.

Der Weise, der zwei Welten angehört, der Mann, um den sich die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche streiten, behauptete allerdings einen erhabenen Standpunkt unter dem Menschengeschlecht.

Lange genug haben die Staatskabinette den Tod derer angekündigt, die nur in einer prun-

*) Grimm's und Diderot's Korrespondenz, an einen regierenden Fürsten Teutschlands. Brandenburg 1820, bei Wiesike.

kenden Leichenrede groß erschienen. Lange genug hat Hofsitte gleißnerische Trauer angeordnet. — Nationen müssen nur die Trauer ihrer Wohlthäter tragen. Die Stellvertreter der Völker müssen deren Huldigung nur die Heroen der Menschheit anempfehlen.

Der Kongreß hat in den vierzehn vereinigten Staaten für den Tod Franklin's eine zweimonatliche *) Trauer anbefohlen, und Amerika zollt in diesem Augenblicke diesen Tribut der Verehrung einem der Väter seiner Verfassung.

Wäre es Unser nicht würdig, meine Herren, uns dieser religiösen Handlung anzuschließen, Antheil zu nehmen an dieser, vor dem Angesicht der Welt dargebrachten, Huldigung, welche den Rechten des Menschen, so wie dem Weltweisen gilt, der am meisten dazu mitgewirkt hat, die Eroberung derselben über den ganzen Erdkreis zu verbreiten?

Altäre würde das Alterthum jenem gewaltigen Genie errichtet haben, welches, zum Besten der Menschheit, mit seinen Gedanken Himmel

---

*) Soll heißen: einmonatliche, nach Temple Franklin's Angabe u. a.

und Erde umfassend, den Donner und die Tyrannen in Schranken zu halten vermochte: — das aufgeklärte und freie Europa ist wenigstens einen Beweis des Andenkens und der Trauer einem der größten Männer schuldig, die jemals der Philosophie und der Freiheit gefrommt haben.

Ich trage darauf an, daß ein Beschluß abgefaßt werde, wie die National-Versammlung drei Tage lang die Trauer um Benjamin Franklin anlegen solle.« —

Die Herren de la Rochefoucault und La Fayette erhoben sich sofort, um diesen Antrag zu unterstützen, was jedoch nicht nöthig war, da derselbe durch Acclamation der ganzen Versammlung und aller Zuhörer angenommen, und noch ferner beschlossen ward, daß die Rede des Grafen Mirabeau gedruckt und vom Präsidenten ein Kondolenz-Schreiben an den Kongreß der Vereinigten Staaten erlassen werden solle, wogegen dieser ein Dankschreiben an die National-Versammlung dekretirte.

Außerdem ward in der schwarz behangenen, durch Wachslicht erleuchteten und mit passenden Inschriften gezierten Rotunde am Kornmarkt in Paris, vom Abbé Fauchet eine Leichenrede gehal-

ten, welcher die Gemeinden in Masse beiwohnten.

Die philosophische Gesellschaft in Philadelphia ertheilte zweien ihrer Mitglieder den Auftrag, eine Lobrede zum Andenken an ihren Stifter zu verfassen, und die Subscribenten der Stadt-Bibliothek, welche eben ein schönes Gebäude für ihre Büchersammlung erbaut hatten, ließen eine Nische für die Statue ihres Wohlthäters offen. Ein achtungswerther Bürger der Stadt ließ bald darauf durch den Bildhauer Fr. Lazarini, für fünfhundert Guineen, die Statue Franklin's in Lebensgröße, aus Carrarischem Marmor verfertigen, und an dem erwähnten Platze aufstellen. Die Figur ist stehend dargestellt, der eine Arm ruht auf einigen Büchern, die rechte Hand hält einen niedergesenkten Scepter, die linke eine Rolle Papier; das Gewand ist eine Römische Toga, der Kopf, eine getreue Kopie einer von Houdon verfertigten, sehr ähnlichen Büste; auf dem Piedestal stehen die Worte: This statue of Dr. Benjamin Franklin was presented by William Bingham, Esq. 1792 *).

---

*) Schon früher hatte ein Maler des Königs von Frank-

Die folgende Grabschrift machte Franklin für sich selbst in seinem drei und zwanzigsten Jahre:

Der Körper
von
Benjamin Franklin,
einem Drucker
(gleich dem Bande eines alten Buches
dessen Inhalt herausgerissen,
dessen Inschrift und Vergoldung verwischt ist),
liegt hier, eine Speise für Würmer.
Aber das Werk soll nicht verloren sein,
denn es wird (wie er glaubte) noch einmal erscheinen
in einer neuen und schönern Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von
dem Autor.

---

reich in Paris ein großes Gemälde von Franklin verfertigt, wo er in der einen Hand die Aegide der Minerva einem Blitzstrahle entgegen hält, und mit der andern dem Gott des Krieges ein Zeichen giebt, den Geiz und die Tyrannei zu bekämpfen, indeß Amerika sich in einer edlen Stellung auf ihn stützt, in ihrer Hand, als Sinnbild der Vereinigten Staaten, die Fasces haltend und ruhig ihre niedergestreckten Feinde betrachtend.

Auch folgende Zeilen fanden sich unter seinem Nachlaß, die er nur sechs Jahre vor seinem Ende schrieb:

B. Franklin's Adieu!

Wenn man das Leben einem Fest vergleicht,
Bin ich fast achtzig Jahre Gast gewesen,
Ward mit dem Besten reichlich regalirt
Und habe zur Zufriedenheit genossen.
Jetzt ist es Zeit, daß ich zur Ruhe geh';
Dank Dir, o Wirth! Ihr Freunde, gute Nacht!

Den 22. April 1784.

Auszüge aus Franklin's letztem Willen.

»Ich bin in Boston in New England geboren, und verdanke meinen ersten Unterricht der dortigen Freischule. Deßhalb gebe ich meinen Testaments-Vollstreckern hundert Pfund Sterling zur Auszahlung an die Vorsteher oder Direktoren genannter Schule, damit diese Summe von ihnen, oder denjenigen Personen, welchen die Aufsicht über die Schule anvertraut ist, für immer auf Interessen belegt werde, welche In-

tereſſen zur Anſchaffung ſilberner, als Aufmunterung unter die beſten Schüler zu vertheilender Denkmünzen verwandt werden ſollen. — Ferner gebe ich den Exekutoren von meinem rückſtändigen Gehalte, für die Präſidentſchaft des Staats, zweitauſend Pfund Sterling, welche eine von der Repräſentanten-Verſammlung zu ernennende Kommiſſion auf die Schiffbarmachung des Fluſſes Shuylkill verwenden ſoll. — Alle die kleinen Poſten, welche man mir für Druckerkoſten ꝛc. ſeit 1757 ſchuldig geblieben iſt, und welche, obgleich veraltet, in meinem Rechnungsbuche unter E. verzeichnet ſind, vermache ich den Vorſtehern des Penſylvaniſchen Hoſpitals, in der Hoffnung, daß die in genanntem Buche aufgeführten Schuldner, welche jetzt einige Schwierigkeiten machen, die alten, ihnen nicht abgeforderten Poſten nachzuzahlen, ſich nicht weigern werden, dies zu einem ſo wohlthätigen Zwecke zu thun, ꝛc.

Ich wünſche, daß mein Körper mit möglichſt wenigem Aufwand und Aufſehen beſtattet werde.

Philadelphia den 17. Juli 1788.

B. Franklin.

Codicill.

Ich, der im vorstehenden Testament unterzeichnete Benjamin Franklin, habe den Inhalt desselben ferner erwogen, und fühle mich dadurch bewogen, Folgendes hinzuzufügen.

Es war lange schon meine Ansicht, daß in einem demokratischen Staate keine Vortheil bringende Beamtenstellen Statt finden sollten; deßhalb habe ich von dem mir bestimmten Präsidenten-Gehalt früher schon bedeutende Summen zur Unterstützung von Schulen, Erbauung von Kirchen ꝛc. verwandt, und hatte in obigem Testament zweitausend Pfund von jenem Gehalt zur Schiffbarmachung der Shuylkill bestimmt. Da ich aber seitdem erfahren habe, daß mit einer solchen Summe zu besagtem Zwecke nicht viel auszurichten sein dürfte, und da ich jetzt einen andern, wie ich hoffe nützlichern, Plan gefaßt habe, so widerrufe und annullire ich jenes Vermächtniß, und bestimme über die besagten zweitausend Pfund, wie folgt:

Man hat gemeint, daß derjenige, welcher ein Vermögen von seinen Vorfahren bekommen habe, gewissermaßen verpflichtet sei, dasselbe seinen Nach-

kommen zu hinterlassen. Eine solche Verpflichtung kann auf mir nicht ruhen, weil ich von meinen Vorfahren oder Verwandten nie einen Schilling geerbt habe. Dennoch werde ich, wenn vor meinem Tode keine unerwartete Unglücksfälle sich ereignen, meinen Nachkommen und Verwandten ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Dies bemerke ich nur, als eine Art von Entschuldigung an meine Familie, in Betreff derjenigen Vermächtnisse, die mit ihrem Vortheil in keiner unmittelbaren Beziehung stehen.

Ich bin in Boston geboren ꝛc. und habe deßhalb oben zu Gunsten der dortigen Freischule verfügt. Allein ich habe auch Verbindlichkeiten gegen den Staat von Massachusetts, indem derselbe mich früher, unaufgefordert, zu seinem Agenten in England ernannte und mir einen hübschen Gehalt zusicherte. Wenn ich gleich in dem Dienste desselben Staates, durch Uebersendung der Briefe des Gouverneurs Hutchinson ꝛc., zufällig viel mehr verloren habe, als was ich an Gehalt empfing, so darf das doch, nach meiner Ansicht, meiner Dankbarkeit nicht den mindesten Abbruch thun. — Ich habe mich überzeugt, daß unter den Handwerkern gute Lehrlinge am wahr-

scheinlichsten gute Bürger werden; ich bin selbst, in meiner Vaterstadt Boston, zu einer Handarbeit erzogen, und später durch freundliche Geldanleihen zweier Freunde in den Stand gesetzt worden, mich als Buchdrucker in Philadelphia zu etabliren. Dies war die erste Grundlage meines Glückes und des ganzen Nutzens, den man meinem spätern Leben zuschreiben mag; und deßhalb wünsche ich, selbst nach meinem Tode, wo möglich zum Besten Anderer zu wirken, indem ich die Bildung und das Fortkommen junger Leute, die in jenen beiden Städten ihrem Vaterlande nützlich zu werden versprechen, zu befördern trachte. Zu diesem Zwecke bestimme ich zweitausend Pfund Sterling, von welchen ich ein Tausend den Bewohnern der Stadt Boston, und das andere Tausend den Bewohnern der Stadt Philadelphia, zu den hier unten angegebenen Absichten und Zwecken, vermache. Die ersten tausend Pfund sollen, unter Aufsicht und nach Verfügung der Wahlmänner von Boston und der Prediger der ältesten Kirchen der bischöflichen, congregationellen und presbyterianischen Gemeinden dieser Stadt, zu fünfprocentigen Zinsen, an solche verheirathete Handwerker ausgelie-

hen werden, welche noch nicht 25 Jahr alt sind, in der genannten Stadt als Lehrlinge gedient und die in ihren Lehrbriefen bezeichneten Pflichten treu erfüllt haben, so daß sie ein Zeugniß ihrer guten Aufführung von wenigstens zwei achtbaren Bürgern erhalten können, welche letztern zugleich gewilligt sind, für die Wiedererstattung der solchergestalt auf Zinsen geliehenen Gelder, nach den weiter unten vorgeschriebenen Bedingungen, Bürgschaft zu leisten, und zwar in Verschreibungen, welche entweder in geprägten Spanischen Dollars, oder, nach dem Cours berechnet, in gangbaren Goldmünzen ausgestellt sein müssen. Die Administratoren sollen ein oder mehrere gebundene Bücher führen, worin die Namen derjenigen, welche sich um die Wohlthat dieser Stiftung bewerben und dieselbe empfangen, so wie die Namen ihrer Bürgen, nebst den geliehenen Summen, dem Datum und anderen nothwendigen und zweckmäßigen Nachweisungen in Betreff der Geschäfte und Angelegenheiten dieser Stiftung, eingetragen werden müssen. Da diese Anleihen den Zweck haben, junge verheirathete Handwerker bei ihren Etablissements zu unterstützen, so haben die Administratoren die

Größe einer jeden Anleihe nach den jedesmaligen Verhältnissen zu bestimmen, jedoch so, daß Keiner über sechszig, und Keiner unter funfzehn Pfund erhält. Wenn die Anzahl der also berechtigten Bewerber so groß sein sollte, daß die Summe nicht ausreichen würde, Jedem so viel zu leihen, als sonst für zweckdienlich erachtet werden möchte, dann sollen die Darlehne verhältnißmäßig dergestalt verringert werden, daß doch einem Jeden etwas Hülfe werden kann. Die Unterstützungen können demnach anfangs klein sein; je nachdem aber das Kapital durch die Zinsenhäufung wächst, können dieselben größer werden. Und um so Vielen, als nur immer möglich ist, nach der Reihe dienen zu können, und außerdem die Rückzahlungen der geborgten Summen zu erleichtern, soll jeder Anleiher verpflichtet sein, außer den Zinsen jährlich den zehnten Theil der geliehenen Summe abzutragen, worauf dann die eingegangenen Zinsen und Kapitaltheile wieder an neue Bewerber ausgeliehen werden sollen. In der Voraussetzung, daß in Boston stets rechtschaffene und wohlwollende Bürger zu finden sein werden, welche bereit sind, einen Theil ihrer Zeit aufzuopfern, um, durch frei-

willige Aufsicht und Verwaltung dieser Stiftung, der heranwachsenden Generation Gutes zu thun, darf man hoffen, daß kein Theil dieses Geldes jemals todt liegen, oder zu andern Zwecken verwandt werden, sondern daß vielmehr das Ganze beständig durch die Zinsen wachsen wird. Sollte auf diese Weise mit der Zeit die Summe den Bedarf in Boston übersteigen, so kann ein Theil für diejenigen benachbarten oder anderen Städte des Staats Massachusetts erspart werden, welche eine gleiche Stiftung für ihre jungen Leute zu benutzen wünschen; doch müssen diese sich verbindlich machen, die Zinsen nebst den verhältnißmäßigen Theilen des erhaltenen Kapitals alle Jahre pünktlich an die Einwohner von Boston zurück zu zahlen. Wenn dieser Plan ausgeführt, und, allen Bedingungen gemäß, ohne Unterbrechung, hundert Jahre lang glücklich durchgeführt wird, so muß die Summe dann 131,000 Pfund betragen, und in diesem Falle wünsche ich, daß die Administratoren der Stiftung in Boston, nach ihrem Ermessen, 100,000 Pfund zu solchen öffentlichen Werken verwenden, die man für die Einwohner am nützlichsten erachten möge, wie z. B. Festungswerke, Brücken, Was-

serleitungen, öffentliche Gebäude, Bäder, Straßenpflaster, oder was immer das Leben in der Stadt bequemer für die Bewohner und angenehmer für die Fremden machen kann, die ihrer Gesundheit oder temporärer Geschäfte halber sich dahin begeben. Was die übrigen 31,000 Pfund betrifft, so wünsche ich, daß man abermals hundert Jahre nach dem obigen Plane damit verfahren möge, indem ich hoffe, daß bis dahin der gute Einfluß der Stiftung auf das Betragen der Jugend, und ihre Nützlichkeit für manche würdige Männer und brave Bürger sich bewährt haben wird. Am Schluß dieses zweiten Jahrhunderts wird die Summe, wenn kein unglücklicher Zufall den regelmäßigen Fortgang gestört hat, auf 4,061,000 Pfund Sterling herangewachsen sein, wovon ich drei Millionen zur Disposition der Regierung des Staats stelle, und das Uebrige zur beliebigen Verfügung der Bewohner der Stadt Boston, indem ich mir's nicht anmaßen will, mit meinen Blicken über diese Gränze hinauszureichen. (Hier folgen, mit wenigen Abweichungen, und mit Hinzufügung des Wunsches, nach den ersten hundert Jahren, das Wasser eines nahen Baches, durch Dämme und Röh-

ren in die Stadt zu leiten, und, wo möglich, die Shuylkill ganz schiffbar zu machen, — dieselben Bestimmungen, in Betreff der andern tausend Pfund, für Philadelphia). — Ich wünsche, daß diese Stiftung im ersten Jahre nach meinem Tode in's Leben treten und ihre Wirksamkeit beginnen möge, zu welchem Zwecke vor Ablauf des erwähnten Jahres die erforderliche Nachricht darüber öffentlich bekannt gemacht werden sollte, damit Diejenigen, deren Bestes damit bezweckt wird, sich melden können, und ich beauftrage hiemit die Exekutoren meines Testaments, innerhalb sechs Monaten nach meinem Tode die erwähnten zweitausend Pfund an die oben genannten Personen und nach den oben ausgeführten Bestimmungen auszuzahlen. Die Zufälle, welchen alle menschlichen Angelegenheiten und Plane in einer so langen Zeit ausgesetzt sind, erwägend, habe ich mir vielleicht zu sehr mit der eitlen Hoffnung geschmeichelt, daß diese Dispositionen, wenn sie zur Ausführung kommen, ohne Unterbrechung fortgeführt werden, und die beabsichtigten Wirkungen haben würden; ich hoffe jedoch, daß die Bewohner dieser beiden Städte, wenn sie auch die Vollziehung meines Planes nicht für paßlich

erachten sollten, doch wenigstens das Anerbieten dieser Schenkungen als einen Beweis meines guten Willens, meiner Dankbarkeit und meines ernstlichen Verlangens, ihnen, selbst nach meinem Abscheiden, nützlich zu sein, ansehen werden. Es ist aber mein aufrichtiger Wunsch, daß beide Städte den Versuch machen möchten, meine Stiftung in's Leben treten zu lassen, weil ich glaube, daß man, wenn auch unvorhergesehene Schwierigkeiten eintreten sollten, doch Mittel zur Beseitigung derselben finden, und so von der Ausführbarkeit des Planes sich überzeugen wird. Wenn daher eine der beiden Städte das Geld mit den Bedingungen annimmt, während die andere es ablehnt, so ist mein Wille, daß beide Summen den Einwohnern der Stadt gegeben werden, welche das Ganze annehmen will, um dasselbe zu denselben Zwecken und unter denselben Verfügungen, die ich für die einzelnen Theile verordnete, anzuwenden. Wenn aber beide es ablehnen, so bleibt das Geld natürlich in meiner Masse, und soll verwandt werden nach den Bestimmungen meines Testaments vom 17. Juli 1788. — Ich wünsche, daß man mich, wo möglich, zur Seite meiner Frau beerdigen und

unser gemeinschaftliches Grab mit einer, von Chambers gehauenen, sechs Fuß langen und vier Fuß breiten, einfachen Marmorplatte decken möge, dessen obere Fläche nur mit einem kleinen erhabenen Rand, und mit folgender Inschrift versehen ist:

Benjamin }
und } Franklin.
Deborah }
178— *).

Meinen hübschen Spazierstock von Apfeldorn, mit dem goldenen Knopf in Form einer Freiheitsmütze, vermache ich meinem Freunde und dem Freunde der Menschheit, dem General Washington. Wenn es ein Scepter wäre, er hat es verdient und würde es zu führen wissen. Der Stock ward mir von einer vortrefflichen Frau, der Madame de Forbach, verwittweten Herzogin von Zweibrück, geschenkt, nebst einigen Versen, die denselben begleiten sollten.«

Philadelphia den 23. Juni 1789.

---

*) Er glaubte also noch im vorletzten Decennium seines Jahrhunderts zu sterben, mithin in demselben Jahre, da er das Codicill schrieb.

Aus der großen Anzahl von Charakterschilderungen, Lobreden rc., die kurz nach dem Tode Franklin's in Amerika, wie in Europa, erschienen, nur einige Auszüge als Proben.

Franklin's Leben — sagt ein anonymer Schriftsteller der Zeit — ist eins der schönsten Muster, die der Bewunderung, dem Beifall und der Nachahmung der Menschheit dargeboten werten können.

Als Mensch übte er die Tugenden der Mäßigkeit, der Geduld und des Fleißes, und wußte sie Anderen einzuprägen.

Als Bürger wußte er der Gewalt der Tyrannei zu widerstehen, und die Freiheit seiner Landsleute zu sichern.

Als Gesetzgeber war er ein glänzendes Beispiel eines über aller Bestechlichkeit erhabenen Geistes, der fortwährend nur das Heil seiner Constituenten zu fördern strebte.

Als Politiker wußte er auf der einen Seite durch seine geschickten Unterhandlungen den Beistand einer mächtigen Nation zu erlangen, und auf der anderen die gemeinschaftlichen Kräfte eines Kongresses von Republiken in's Leben zu rufen, und indem er einen Centralpunkt

fixirte, auf welchen sie ihre Blicke heften konnten, ihre Gesammtmacht für die Zwecke der Einheit, der Harmonie, der Gesetzgebung und der Vertheidigung zu koncentriren.

Als Philosoph waren seine Arbeiten und Entdeckungen darauf berechnet, die Interessen der Menschheit zu fördern, und er verdiente in Wahrheit, der Freund der Menschen und der Wohlthäter des Weltalls genannt zu werden!

Er stellte durch seine Bestrebungen und Beschäftigungen in den frühern Jahren ein vortreffliches und lehrreiches Beispiel auf für die Jugend, in seiner mittlern Lebenszeit für die Erwachsenen, in seinen spätern Jahren für die Alten. Von ihm können die Armen lernen, wie man sich Vermögen erwerben kann, und die Reichen, wie man es zu den Zwecken der Wohlthätigkeit verwenden soll.

Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, ein Freund des Verstorbenen, sagt von seinem Charakter:

Durch Franklin's Tod ist eins der besten Lichter der Welt erloschen. Ursprüngliches

Genie war es besonders, was ihn auszeichnete. Die angeborenen Eigenschaften seines Geistes befähigten ihn, in jede Wissenschaft einzudringen, und sein unermüdlicher Fleiß ließ kein Feld des Wissens unerforscht. Seine Wißbegierde kannte keine Grenzen; seine Untersuchungen umfaßten das ganze Gebiet der Natur; doch schien die Erforschung des Menschen seine höchste Freude zu sein, und wenn sein Genie irgend eine besondere Tendenz hatte, so lag dieselbe in der Entdeckung derjenigen Dinge, die den Menschen weiser und glücklicher machen. Wahrheit war das einzige Ziel seines Forschens, daher konnte er kein Sektirer sein; Vernunft war seine Leiterin, daher konnte er keinem System huldigen, das diese nicht für gültig erklärte. Kurz, er legte das Buch der Natur geöffnet vor sich hin, und studirte es fleißig und treu. — Und seine politischen Fähigkeiten waren nicht weniger hervorragend, als die philosophischen. Im Alterthum zählte man gewöhnlich das Glück zu den Lebensumständen, welche von Verdienst zeugen; in dieser Hinsicht steht Franklin fast einzig da, denn selten unternahm er mehr, als er durchzuführen im Stande war. — Wenn er nicht den Glanz der Bered-

samkeit erstrebte, so war es nur, weil die überzeugende Einfachheit des Ausdrucks ihm höher stand, als die schöne Stellung der Worte; und diese Einfachheit seines Styls eignete sich ganz für die Klarheit seines Verstandes. Seine Gedanken waren so einleuchtend und vollkommen, daß er es nicht für gut hielt, sie mit einer Wolke von Redensarten zu umhüllen, und wenn er sich bildlicher Ausdrücke bediente, so geschah es zur Beleuchtung, nicht zur Ausschmückung der Wahrheit.

Allein welchen Anspruch auf Größe Franklin auch haben mag, als Staatsmann oder als Gelehrter, so giebt es doch keinen Gesichtspunkt, aus welchem sein Charakter in hellerem Glanze erscheint, als wenn wir ihn als Menschen oder als Bürger betrachten. Er war außerordentlich groß in gewöhnlichen Dingen. Vielleicht hat nie ein Mann gelebt, dessen Leben mit größerem Rechte nützlich genannt werden kann. Nichts ging durch seine Hände, ohne verbessert zu werden; kein Mensch ging mit ihm um, ohne an Weisheit zu gewinnen. Seine Auffassungskraft war so scharf, seine Kenntnisse waren so mannigfaltig, daß er einem Jeden, von welcher Art

seine Beschäftigung auch sein mochte, in der Unterhaltung mit ihm, auf seinem eigenen Boden begegnen konnte. Jedes Gespräch wußte er durch eine Erzählung zu beleben, und jede Erzählung mit einer Nutzanwendung zu schließen. Keinen Augenblick von seiner Zeit und keinen Heller von seinem Gelde vergeudete er in Thorheit oder Ueppigkeit; doch scheute er nie die Ausgaben, welche die Würde seiner Stellung wirklich erforderte, und bewies, durch angemessene Unterstützung vieler öffentlicher Stiftungen, seine Freigebigkeit, und durch zahlreiche Handlungen einer besonnenen Wohlthätigkeit, das warme Gefühl seines Herzens. Der ganze Inhalt seines Lebens war eine fortwährende Predigt gegen den Müßiggang, die Verschwendung und den Stolz, und sein vorzüglichstes Streben ging dahin, jedem Einzelnen die Liebe zur Thätigkeit, Gelassenheit und Mäßigkeit einzuflößen, und zu allen Pflichten, durch welche die höchsten Interessen der Menschheit gefördert werden ꝛc.

Der berühmte Condorcet sagt in seiner „Eloge de Franklin“:

Die Grundzüge seines Betragens waren einfach; er bestrebte sich, Sorge und Ueberdruß zu verbannen durch Enthaltsamkeit und Arbeit. Die Glückseligkeit, pflegte er zu sagen, ist, gleich einem Körper, aus unmerklich kleinen Theilchen zusammengesetzt.

Ohne den Ruhm gering zu schätzen, wußte er die Ungerechtigkeit der Meinung zu verachten, und während er des guten Rufs sich freute, konnte er dem Neide verzeihen.

Er glaubte, daß in einem künftigen Leben unsere Seelen für ihre Tugenden belohnt, und für ihre Laster bestraft werden würden; er glaubte an das Dasein eines gütigen und gerechten Gottes, dem er, in der Stille seines eigenen Gewissens, eine schweigende, aber reine Huldigung darbrachte. Er verachtete nicht die äußeren Formen der Religion, er war sogar der Meinung, daß diese für die Moralität nützlich wären; er selbst aber unterwarf sich denselben nur selten.

Alle Religionen schienen ihm gleich gut, vorausgesetzt, daß allgemeine Duldsamkeit das Princip derselben wäre, und daß sie den der Tugend gebührenden Lohn auch den Anhängern einer andern, oder gar keiner Lehre zugeständen.

Dr. Smith sagte von ihm in seiner vor dem Kongreß gehaltenen Lobrede:

Franklin konnte als Philosoph ein Newton, als Gesetzgeber ein Lykurg werden; aber er war größer, als Jeder von ihnen, weil er die Gaben Beider in der praktischen Weisheit, Gutes zu thun, vereinigte, in Vergleich mit welcher alle Palmen der spekulativen Philosophie unbedeutend erscheinen. Er suchte seine Größe nicht in dem Rufe bloßer Gelehrsamkeit, welche, wie mühsam sie auch erlangt wird, doch selten einen Menschen auf irgend eine hohe Stufe des öffentlichen Vertrauens und der allgemeinen Achtung erhebt; sondern er ward groß, weil er seine Fähigkeiten auf nützliche Dinge lenkte, und seine Studien den Erfordernissen der Zeit und den Bedürfnissen seines Vaterlandes anzupassen wußte. — Wenn wir dafür keinen anderen Beweis aufführen könnten, als die große und würdige Rolle, die er, während der Amerikanischen Revolution, als Staatsmann füllte, so würde dies allein hinreichen, seinen Namen zu verewigen; wenn wir aber seine früheren Bemühungen mit in Anschlag bringen, in welchen er, länger als ein halbes Jahrhundert, nicht ermüdete, um den

Geist seiner Mitbürger zu erleuchten, um sie auf das große Ereigniß vorzubereiten, sie durch Betriebsamkeit und Tugend zur Selbstständigkeit heranzuziehen, ihnen das Glück zu zeigen, dessen sie theilhaftig werden könnten, und ihnen darzuthun, wie sie wagen und tragen und jeden Erfolg benutzen müßten; so können wir nicht leugnen, daß die Summe dieser Dienstleistungen für sein Haupt ein Diadem von solcher Schönheit geflochten habe, daß wol niemals, weder im Alterthum, noch in der neuern Zeit, die Stirn eines Würdigen herrlicher geschmückt war.

Thomas Jefferson, Franklin's Nachfolger in Paris, schreibt über ihn, als er die Trauernachricht seines Todes erhalten hatte:

Der Charakter Franklin's schien mir hier in Frankreich höher geschätzt und allgemeiner verehrt zu werden, als der irgend eines andern Einheimischen oder Fremden. Ich hatte besonders Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr dies bei den auswärtigen Gesandten und Ministern am Hofe von Versailles der Fall war; doch auch auf die Französischen Minister hatten seine Ta-

lente und seine Rechtschaffenheit einen außerordentlich tiefen Eindruck gemacht. Als er Passy verließ, schien das Dorf seinen Patriarchen verloren zu haben; und als er vom Hofe schriftlich Abschied nahm, befahl der König, ihm seinen besten Gruß zu melden, und die Sänfte der Königin zu seiner Reise in Bereitschaft zu setzen. Sein Nachfolger am hiesigen Hofe zu sein, das war für mich eine vortreffliche Schule der Demuth. Die allgemeine Frage bei meinen Antritts-Audienzen war: »Sie, mein Herr, sollen Franklin's Stelle ersetzen?« worauf ich denn gewöhnlich erwiederte: »Keiner kann ihn ersetzen; ich bin nur sein Nachfolger.«

W. Temple Franklin erhielt, bald nach dem Tode seines Großvaters, von dessen Freunde Nicholas Collin folgende Zeilen:

»Ihr Großvater, dieser unsterbliche Weise, den ich während seiner letzten Krankheit oft besuchte, hatte die erhabensten und ergreifendsten religiösen Gefühle. Er glaubte, daß, nach den unveränderlichen Gesetzen Gottes in der moralischen Welt, alle Verbrechen entweder hier, oder

in einer andern Welt bestraft würden, und daß daher eine Uebelthat nie und in keinem Falle wahren Vortheil bringen könne; und eben so überzeugt war er, daß jede gute Handlung ihren Lohn empfangen werde. Während einer qualvollen Krankheit äußerte er die feste Zuversicht, daß alle Leiden dieses Lebens nur wie ein augenblickliches Nadelstechen wären, in Vergleich mit der ganzen Glückseligkeit unseres Daseins, und er freute sich innig, den Regionen des Segens und des ewigen Lebens nun so nahe zu sein. Mit Entzücken verweilte er bei dem Gedanken, den glorreichen Vater der Geister zu sehen, dessen Wesen den weisesten Sterblichen unerforschlich ist, *seine* Werke in den höhern Welten zu betrachten, und dort mit guten Mitgeschöpfen aus allen Theilen des Weltalls die Gedanken zu tauschen. — «

Den öfter ausgesprochenen und innig gefühlten Wunsch *Franklin's*, die feste Begründung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes noch zu erleben, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, das ward ihm gewährt; doch sein stets höher streben-

der Geist blieb dabei nicht stehen, er malte sich oft die fernere Zukunft in lebhaften Farben aus, und überließ sich gern den schönsten Hoffnungen für das Heil seines Vaterlandes und der ganzen Menschheit.

Zur Feier des funfzigsten Jahresfestes der am 4. Juli 1776 erklärten Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erschien im Politischen Journal vom Februar 1827 folgendes Gedicht, das hier am Schlusse wol einen Platz verdient.

Er, der dem Himmel den Blitz, die Scepter entriß den Tyrannen,
Benjamin Franklin lag, von des Tages gewaltigem Werke,
Von der begeisterten Red' und der glühenden Julushitze
Tief erschöpft, in der Platanuslaub' erfrischendem Schatten,
Und er bedachte den kühnen Beschluß — Britanniens Namen
Und Britanniens Macht, der Meerbeherrscherin Dreizack,
Der so weit hinreicht, als die erdumwandelnde Sonne,
Dem kein Sterblicher mehr, Natur nur setzte den Gränzstein,

Wo sie die Wog' erstarrt zum ewigfesten Polareis,
Und Britanniens Gold, dem beide Indien zollen,
Das verderblicher noch als die Saat des Thebischen Drachen
Zog unendliche Schaar der kampfbewährtesten Krieger
Ueber den Ocean her, auch des Geistes stärkere Schwungkraft,
Welche das Gold ihm gab und den meerbeherrschenden Dreizack.
Sehnend rief er: O könnt' ich ihn schaun, des gefährlichen Kampfes,
Ach! und vielleicht des Siegs nicht minder gefährlichen Ausgang!
Dürft' ich Amerika schaun, nur über ein halbes Jahrhundert. —
Als er sich also vertieft in kummervolle Betrachtung,
Schloß den irdischen Blick ihm sorgenlösender Schlummer.

Sieh! ein niegeahnter Schleier
Fiel von seinem Seherblick,
Und er sah der heut'gen Feier
Siegesruhm und Friedensglück,

In der Oceane Fernen
Seines Landes Gränze stehn,
Und mit vier und zwanzig Sternen
Seine Freiheitsfahne wehn,

Land und Meer der Schätze Fülle
Für das blühende Geschlecht,
Herrscher ihm der eig'ne Wille,
Und sein Wille nur das Recht;

Sah des Landes Pulse schlagen,
Voll von heißer Jugendkraft,
Schätze schaffen, bilden, tragen
Genius und Wissenschaft.

Adern sind ihm der Kanäle,
Fibern sind der Straßen Band,
Und er staunt, wie sie beseele
Kräfte, die er nie gekannt;

Denn auf glatten Eisenbahnen
Fliegt der Wagen, ohne Roß,
Und kein Windhauch schwellt die Fahnen
Auf dem schwimmenden Koloß.

Doch, so unermeßne Räume
Auch sein eig'nes Land ihm beut,
Wächst das Wunderbild der Träume
Auch noch über diese weit.

Von dem stolzen Kapitole
Schwebt er zu dem Sternenzelt,
Und er sieht von Pol zu Pole
Ausgedehnt die neue Welt.

Und er sieht von Pol zu Pole,
Wie des Vaterlandes Glück
Jugendlich sich wiederhole
Seinem hocherstaunten Blick.

Sieben helle Spiegel blitzen
Wider seinen heil'gen Bund
Von der Cordilleren Spitzen
Zu des Doppelmeeres Grund,

Und wo ihre mächt'gen Wogen
Sich am tiefsten eingezwängt,
Wo die Freiheit jetzt verwogen
Selbst den Damm der Meere sprengt,

Sieht er einen Bund der Bunde
Dieser neuen Welt erstehn,
Alle diese Sternenrunde
Sich um eine Sonne dreh'n.

Washington sieht er verwundert
Neuverjüngt vor dieser stehn —
Zweimal in dem Halbjahrhundert,
Was Jahrtausende erflehn.

Und in seligem Entzücken
Fährt er aus dem Traum empor,
Schaut mit gläubig=frommen Blicken
Zu des Himmels Sternen=Chor!

Du, das Urbild unsrer Zeichen,
Giebst die Kraft und giebst den Muth.
Darum stammt's aus deinen Reichen
Und ist kein vergänglich Gut!

Die Botschaft, mit welcher der Präsident Adams den neunzehnten Kongreß der Vereinigten Staaten eröffnete, und die von den verschiedenen Staatssekretären erstatteten Berichte bewährten Franklin's begeisterte Ahnung. Sie enthielten eine glänzende, mit den gehörigen Belegen versehene Schilderung der gigantischen Fortschritte der Bevölkerung, des Handels, der Industrie, des Nationaleigenthums und der Staatskräfte.

Franklin's
Ansichten über Gegenstände
der
Religion und Moral.

1.

Franklin's Liturgie,

zu seinem eigenen Privatgebrauch.

Ich hatte, als Presbyterianer, eine religiöse Erziehung genossen, und obgleich mir einige Dogmen dieser Lehre unverständlich, andere zweifelhaft erschienen, und ich mich frühe schon von den religiösen Versammlungen der Sekte zurückzog, so war ich doch nie ohne religiöse Grundsätze; ich zweifelte, zum Beispiel, nie an dem Dasein Gottes; ich glaubte stets, daß Er die Welt erschaffen hat und sie durch seine Vorsehung regiert; daß wir Ihm nicht wohlgefälliger dienen können, als indem wir anderen Menschen Gutes thun; daß unsere Seelen unsterblich sind, und daß in diesem, oder in einem künftigen Leben jedes Laster bestraft und jede Tugend belohnt werden wird. Diese Sätze hielt ich für das Wesentliche in je=

der Religion, und da alle in meinem Vaterlande existirenden Religionen in diesen Lehren übereinstimmten, so schätzte ich sie alle hoch, obgleich in verschiedenen Graden, je nachdem ich sie mehr oder weniger mit andern Artikeln vermischt fand, welche, ohne Einfluß auf die Begründung, Beförderung und Befestigung der Sittlichkeit, vorzugsweise nur dazu dienen, uns von einander zu trennen und gegen einander unfreundlich zu machen.

Die Ansicht, daß jede Religionslehre, selbst die, welche ich für die schlechteste hielt, ihre guten Wirkungen habe, bewog mich, jeden Streit zu vermeiden, der dahin führen konnte, die gute Meinung eines Anderen von seiner Kirche zu schwächen; und zur Erbauung aller neuen Kirchen, von welcher Sekte sie auch sein mochten, gern meinen Beitrag zu zahlen. Ich selbst besuchte aber selten meine Kirche, weil unser presbyterianischer Prediger fast nichts anderes vortrug, als polemische Beweise, oder Erklärungen der besondern Artikel seiner Lehre, welche mir sehr trocken, uninteressant und unerbaulich erschienen. Deßhalb hatte ich mir schon 1728 folgende Liturgie gemacht, unter dem Titel:

Glaubensartikel und religiöse Handlungen.

(Daran will ich mich halten: — Wenn eine Macht über uns ist — und daß sie es ist, ruft laut die ganze Natur, durch alle ihre Werke — so muß diese Macht Freude haben an der Tugend; und das, woran sie Freude hat, muß selig sein. — Cato, von Addison.)

Theil I. Erste Grundsätze.

Ich glaube an das Dasein eines höchsten, vollkommenen Wesens, des Schöpfers und Vaters der Götter selbst.

Denn ich glaube nicht, daß der Mensch nächst dem Einen das vollkommenste Wesen ist, sondern vielmehr, daß über ihm noch viele Grade höherer Wesen existiren.

Und wenn ich in meiner Einbildungskraft hinausschweife über die Grenzen unseres Planetensystems, und selbst über die sichtbaren Fixsterne, in jenen Raum, der nach allen Richtungen unendlich ist, und mir diesen Raum mit Sonnen, gleich der unsrigen, gefüllt denke, deren jede von einem Chor von Welten ewig umwandelt wird; dann scheint, selbst in meiner beschränkten Einbildungskraft, dieser kleine Erdball, auf welchem wir uns bewegen, fast Nichts zu sein, und ich

selbst weniger als Nichts, und von keiner Art von Bedeutsamkeit.

Wenn ich mir dies denke, so erscheint mir die Annahme, daß der Höchst-Vollkommene ein so unbedeutendes Nichts, als der Mensch es ist, nur im Geringsten beachten sollte, als eine große Eitelkeit; und da es mir ganz unmöglich ist, irgend eine klare Vorstellung zu gewinnen von dem, was unendlich und unbegreiflich ist, so kann ich mir's nicht anders denken, als daß Er, der unendliche Vater, keine Anbetung und keine Lobpreisung von uns erwartet oder fordert, sondern daß Er selbst darüber unendlich erhaben ist.

Weil aber in allen Menschen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Naturprincip ist, welches ihnen die Verehrung oder Anbetung irgend einer unsichtbaren Macht zum Bedürfniß macht, und weil die Menschen durch die Gabe der Vernunft über alle anderen Thiere, die wir in unserer Welt kennen, erhaben sind, so scheint es mir Bedürfniß und Pflicht, als Mensch irgend Etwas göttlich zu verehren.

Ich denke mir daher, daß der Unendliche viele, über den Menschen weit erhabene Wesen oder Götter geschaffen hat, welche Seine Vollkom-

menheiten besser verstehen und Ihn vernünftiger und ruhmwürdiger preisen können, als wir; gleichwie unter den Menschen das Lob der Unwissenden oder der Kinder nicht beachtet wird von dem genialen Maler oder Baumeister, welcher sich mehr geehrt und erfreut fühlt durch den Beifall weiser Männer und Künstler.

Vielleicht sind diese erschaffenen Götter unsterblich; vielleicht werden sie nach vielen Zeitaltern verwechselt, und andere an ihre Stelle gesetzt.

Wie dem auch sei, ich denke mir Jeden derselben außerordentlich gut und weise und sehr mächtig, und glaube, daß Jeder für sich eine herrliche Sonne gemacht hat, mit einem schönen und bewunderungswürdigen System von Planeten.

Den besonderen, weisen und guten Gott, welcher der Schöpfer und Eigener unseres Systems ist, nehme ich für mich an zum Gegenstand meiner Lobpreisung und Anbetung.

Denn ich denke mir, daß er selbst einige von den Eigenschaften besitzt, die er uns eingepflanzt hat, und daß er, indem er uns Vernunft gab, wodurch wir im Stande sind, seine Weisheit in der Schöpfung wahrzunehmen, nicht zu erhaben ist, um uns zu beachten, sondern Wohlgefallen

hat an unserm Lobe, und beleidigt ist, wenn wir ihn gering schätzen oder seinen Ruhm hintansetzen.

Ich denke mir, vieler Gründe halber, daß er ein gutes Wesen ist, und da es mich glücklich machen würde, ein so weises, gutes und mächtiges Wesen zum Freunde zu haben, so will ich erwägen, auf welche Weise ich mich ihm angenehm machen kann.

Nächst dem Lobe, das auf seiner Weisheit beruht und derselben zukommt, glaube ich, daß er Wohlgefallen und Freude hat an dem Glücke derer, die er erschuf; und da der Mensch in dieser Welt ohne Tugend nicht zur Glückseligkeit gelangen kann, so glaube ich fest, daß er sich freuen wird, mich tugendhaft zu sehen, weil er Wohlgefallen hat an meiner Glückseligkeit.

Und da er viele Dinge erschaffen hat, welche nur allein zur Freude des Menschen bestimmt scheinen, so glaube ich, daß er nicht zürnen wird, wenn er sieht, daß seine Kinder sich erquicken an angenehmen Leibesübungen und unschuldigen Vergnügungen; ich halte aber kein Vergnügen für unschuldig, welches dem Menschen nachtheilig ist.

Ich liebe ihn daher, wegen seiner Güte, und bete ihn an, wegen seiner Weisheit.

So laß mich denn nicht müde werden, meinen Gott unaufhörlich zu preisen, denn das kommt ihm zu, und es ist Alles, was ich ihm zurück geben kann für seine große Gnade und Güte gegen mich; und laß mich den Entschluß fassen, tugendhaft zu sein, um glücklich zu werden und ihm zu gefallen, der Freude daran findet, mich glücklich zu sehen. Amen!

1. Anbetung. 2. Bitte. 3. Dank.

Anbetung.

Vorbemerkung: In Erwägung, daß, bevor ich die Gottheit anrede, meine Seele ruhig und heiter sein soll, frei von Leidenschaft und Unruhe, oder sonst durch vernünftige Freude erhoben, muß der Ausdruck meiner Gesichtszüge der der kindlichen Achtung sein, gemischt mit einer Art von Lächeln, welches innere Freudigkeit, Zufriedenheit und Bewunderung bezeichnet.

O weiser Gott! mein guter Vater! Du siehst die Aufrichtigkeit meines Herzens und meiner Ergebenheit; gewähre mir die Fortdauer Deiner Gnade!

1. O Schöpfer, o Vater! Ich glaube, daß Du gut bist und Wohlgefallen hast an der Freude

Deiner Kinder. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

2. Durch Deine Macht hast Du die herrliche Sonne erschaffen, mit den sie begleitenden Welten. Von der Kraft Deines mächtigen Willens empfingen sie zuerst ihre wunderbare Bewegung, und aus Deiner Weisheit hast Du die bewunderungswürdigen Gesetze geschöpft, nach welchen sie sich bewegen. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

3. Durch Deine Weisheit hast Du alle Dinge gebildet; Du hast den Menschen erschaffen, ihm Leben und Vernunft gegeben, und ihn, der Würde nach, über Deine andern Erdengeschöpfe gestellt. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

4. Deine Weisheit, Deine Macht und Deine Güte sind überall deutlich zu sehen, in der Luft, im Wasser, im Himmel und auf der Erde; du nährst die mancherlei beflügelten Geschöpfe und die unzähligen Bewohner des Wassers; du giebst Kälte und Hitze, Regen und Sonnenschein, jedes zu seiner Zeit, und lässest die Früchte der Erde wachsen. — Gelobt sei Dein Name, in Ewigkeit!

5. Du verabscheust in Deinen Geschöpfen Betrügerei, Falschheit, Bosheit, Rache, Unmäßigkeit und jedes andere verderbliche Laster; aber du liebst Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, Freundschaft und Güte, und jegliche Tugend; Du bist mein Freund, mein Vater und mein Wohlthäter. — Gelobt sei Dein Name, o Gott! in Ewigkeit! Amen!

(Danach wird es nicht unpassend sein, etwas zu lesen über die Weisheit Gottes in seiner Schöpfung, oder über ähnliche Gegenstände; oder einige Minuten in ernster, stiller Betrachtung solcher Gegenstände zu verweilen.)

Dann wird Milton's Hymne an den Schöpfer gesungen:

»Dies sind Deine herrlichen Werke, Vater des Guten! ꝛc.«

Dann wird ein Aufsatz aus irgend einem passenden Buche gelesen, worin von der Tugend gehandelt und dazu aufgemuntert wird.

Bitte.

Einleitung. Weil wir, unserer Unwissenheit halber, nicht gewiß sein können, ob manche Dinge, die wir oft in den Gebeten der Menschen

zur Gottheit nennen hören, wirklich zu unserm Heil gereichen würden, wenn wir im Besitz derselben wären, und da ich Grund habe, zu hoffen und zu glauben, daß die Güte meines himmlischen Vaters mir einen angemessenen Antheil an den zeitlichen Gütern nicht vorenthalten wird, wenn ich durch ein tugendhaftes und heiliges Leben mir seine Gunst und Freundlichkeit erwerbe; so will ich mir's nicht anmaßen, um solche Dinge zu bitten, sondern lieber demüthig und mit aufrichtigem Herzen meinen ernstlichen Wunsch ausdrücken, daß er mir gnädig beistehen wolle in meinen fortwährenden Bestrebungen, das Laster zu meiden und der Tugend treu zu bleiben. Solche Bitten werden mich zugleich auf eine feierliche Art an meine weit ausgedehnten Pflichten erinnern.

Daß ich bewahrt bleiben möge vor Atheismus, Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit, und in meinen Gebeten zu Dir Geringschätzung und Prahlerei, leere Förmlichkeit und gehässige Heuchelei sorgsam vermeiden möge, — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich meinem Fürsten ergeben sein möge und meinem Vaterlande treu, und wachsam für das Heil, tapfer in der Vertheidigung, gehorsam

gegen die Gesetze desselben, Verrath nicht weniger verabscheuend, als Tyrannei — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gegen meine Oberen pflichttreu und ergeben sein, und Stolz, Unehrerbietigkeit und Widerspänstigkeit meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gegen meine Untergebenen freundlich, herablassend, nachsichtig und milde sein, die unschuldig Leidenden beschützen, und Grausamkeit, Härte, Unterdrückung, Uebermuth und unvernünftige Strenge meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich mich fern halten möge von Verläumdung und Beeinträchtigung, daß ich Falschheit und Neid, Betrug, Schmeichelei, Haß, Bosheit, Lügenhaftigkeit und Undankbarkeit verabscheuen und meiden möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich aufrichtig sein möge in der Freundschaft, gewissenhaft im Vertrauen, unparteiisch im Urtheil und wachsam gegen Stolz und Zorn (diese vorübergehende Tollheit) — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich gerecht sein möge in allen meinen

Geschäften, mäßig in meinen Vergnügungen, offenherzig und freimüthig, voll Menschlichkeit und Wohlwollen — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich dankbar gegen meine Wohlthäter und großmüthig gegen meine Freunde, mildthätig und freigebig gegen die Armen und mitleidsvoll gegen die Unglücklichen sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich Lauterkeit und Gleichmuth der Seele, Entschlossenheit in schwierigen Lagen und Kraft in Leiden besitzen möge; daß ich pünktlich in der Erfüllung meiner Versprechen, friedlich und klug in meinem Benehmen sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich zarte Schonung für die Schwachen haben möge und ehrerbietige Achtung vor dem Alter; daß ich freundlich gegen meine Nachbarn, gutmüthig gegen meine Gefährten und gastfrei gegen Fremde sein möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich der Ueberlistung und Uebervortheilung abgeneigt sein, und Erpressung, Meineid und jede Art von Niederträchtigkeit verabscheuen möge — dazu hilf mir, o Vater!

Daß ich ehrlich und aufrichtig, sanft, barm=

herzig und gut, heiteren Gemüthes und voll Mitfreude an dem Glücke Anderer sein möge — dazu verhilf mir, o Vater!

Daß ich Ehre und Rechtschaffenheit beständig im Auge behalten möge, daß ich vollkommene Unschuld und ein gutes Gewissen bewahren und am Ende wirklich zu wahrer Tugend und zur Erhabenheit des Geistes gelangen möge — dazu verhilf mir, guter Gott; hilf mir, o Vater!

Und weil Undankbarkeit eines der gehässigsten Laster ist, so laß mich nie vergessen, die vom Himmel empfangenen Gnadenbeweise dankbar anzuerkennen.

Dank.

Für Frieden und Freiheit, für Nahrung und Kleidung, für Korn und Wein und Milch und alle gesunden Lebensmittel — guter Gott, danke ich Dir!

Für die gemeinschaftliche Wohlthat der Luft und des Lichtes, für das nützliche Feuer und das köstliche Wasser — guter Gott, danke ich Dir!

Für Kenntnisse, für Wissenschaft und jede nützliche Kunst; für meine Freunde und deren Wohlergehen, und für die Unbedeutenheit der Zahl

meiner Feinde — guter Gott, danke ich Dir!

Für alle Deine unzähligen Wohlthaten, für Leben und Vernunft und den Gebrauch der Sprache, für Gesundheit und Freude und für jede frohe Stunde — mein guter Gott, danke ich Dir!

(Ende des ersten Theils.)

Die Fortsetzung dieses Aufsatzes hat sich nicht in Franklin's Nachlaß gefunden. Wenn man nicht vergißt, daß er nicht über zwei und zwanzig Jahr alt war, als er dieses schrieb, so wird man einerseits manche jugendliche Wendung begreifen und entschuldigen, andererseits aber anerkennen müssen, daß wohl sehr wenige Menschen eine so durchgeführte, aus dem Innern entnommene, sittlich-religiöse Lebensregel im Jünglingsalter sich entworfen haben, und derselben, bis in's höchste Greisesalter, in allen wesentlichen Punkten treu geblieben sind, wie das bei Franklin wirklich der Fall war. Aber er ließ es auch nicht bei den obigen Bitten und Vorsätzen bewenden, sondern ging ernstlich und anhaltend an das große Werk der eigenen Besserung und Vervollkommnung, wie es in der ersten Abtheilung seiner Le-

bensbeschreibung erzählt worden ist. Wenige Jahre später faßte er den Plan, einen Verein zu bilden, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, das hohe Ziel der Tugend gemeinschaftlich zu erringen; und wenn dieser Plan auch nie zur Ausführung kam, weil Franklin durch unaufhörliche Beschäftigung verhindert ward, dieser Idee die erforderliche Zeit zu widmen, so ist derselbe doch gewiß interessant genug, um hier aufzunehmen, was er selbst darüber sagt.

2. Tugend-Verein.

Wenn der Lebensplan — so schreibt Franklin in seinem reiferen Alter — den ich mir als Jüngling vorgezeichnet hatte, auch nicht ohne Religion war, so enthielt er doch kein Merkmal irgend einer besondern Glaubenslehre oder Sekte. Ich hatte das absichtlich vermieden. In der völligen Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Vortrefflichkeit meiner Methode der Selbstvervollkommnung, beabsichtigte ich, dieselbe einst durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, und damit

sie dann den Bekennern aller Religionen dienlich sein könne, wollte ich nichts darin aufnehmen, was den Anhänger irgend einer Sekte zurückstoßen konnte. Ich nahm mir vor, einen kleinen Kommentar über jede Tugend zu schreiben, worin ich die Vortheile derselben, nebst den Nachtheilen des ihr entgegenstehenden Lasters, darstellen wollte. Dieses Buch würde ich »die Kunst der Tugend« genannt haben, weil es Nachweisungen enthalten sollte über die Art und Weise, wie man zur Tugend gelangen könne, und nicht bloße Ermahnungen und Aufforderungen, gut zu sein. Ich dachte darin die Lehre durchzuführen: »daß — die Natur des Menschen an sich erwogen — die lasterhaften Handlungen nicht nachtheilig sind, weil sie verboten sind; sondern verboten, weil sie nachtheilig sind; und daß daher ein Jeder, der glücklich (auch in dieser Welt) zu werden wünschte, aus eigenem Interesse tugendhaft sein müsse;« und — weil doch immer eine Anzahl reicher Kaufleute, Adeliger, Herrschaften und Fürsten in der Welt vorhanden sind, welche zur Besorgung ihrer Angelegenheiten ehrlicher Geschäftsleute bedürfen, wie man sie nur selten findet — so wollte ich mich bemühen, junge Leute zu über-

zeugen, daß keine Eigenschaften mit so vieler Wahrscheinlichkeit eines armen Mannes Glücksumstände verbessern können, als Redlichkeit und Biederkeit.

Die Absicht, dieses Buch zu schreiben, stand in Verbindung mit einem großen, ausgedehnten Plane, dessen Ausführung die ganze Thätigkeit eines Menschen in Anspruch genommen haben würde, mir jedoch, vieler unvorhergesehener Geschäfte halber, unmöglich war. Die erste Idee dazu war mir im Jahre 1731 gekommen, wie sich aus folgenden Bemerkungen ergiebt, die ich im Mai dieses Jahres in ein besonderes Büchlein eingetragen hatte.

Bemerkungen beim Lesen historischer Werke in unserer Bibliothek.

Die großen Angelegenheiten der Welt, Kriege, Revolutionen rc. werden bewirkt und fortgeführt durch Parteien. Der Endzweck dieser Parteien ist ihr jedesmaliges gemeinschaftliches Interesse, oder dasjenige, was sie dafür halten.

Die verschiedenen Zwecke dieser verschiedenen Parteien sind die Veranlassung aller Verwirrung.

Während eine Partei einen gemeinschaftlichen

Plan verfolgt, hat jeder Einzelne sein besonderes Privatinteresse im Auge.

Sobald eine Partei ihr gemeinschaftliches Ziel erreicht hat, ist jedes Glied auf sein besonderes Interesse erpicht, welches, mit den Interessen der Andern streitend, die Partei in verschiedene Theile zerspaltet, und so neue Verwirrungen veranlaßt.

Nur Wenige handeln in öffentlichen Angelegenheiten aus bloßem Interesse für das Wohl ihres Vaterlandes, was sie auch immer vorgeben mögen; und wenn ihre Handlungen auch zum wahren Wohl des Vaterlandes führen, so betrachteten doch die Menschen ursprünglich ihr eigenes Beste als mit dem des Vaterlandes vereint, und handelten auf diese Weise nicht aus dem Grundsatz des uneigennützigen Wohlwollens.

Noch Wenigere haben, bei ihrer Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten, das Wohl der Menschheit im Auge.

Mir scheint gegenwärtig eine vereinte Tugend-Partei großes Bedürfniß zu sein; die guten, tugendhaften Männer aller Nationen müßten eine förmliche Gesellschaft bilden, und diese müßte nach passenden, guten und weisen Gesetzen regiert werden, welchen gute und weise Menschen

wahrscheinlich eine einstimmigere Folgsamkeit leisten würden, als gewöhnliche Menschen den gewöhnlichen Gesetzen zu leisten pflegen.

Ich bin gegenwärtig der Meinung, daß ein Jeder, der, mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattet, diese Sache auf die rechte Art beginnen wollte, auf Gottes Beifall und auf günstigen Erfolg rechnen könnte.

Meine Idee war, daß eine solche Gesellschaft sich anfangs nur unter jungen unverheiratheten Männern ausbreiten solle. Jeder Aufzunehmende solle erklären, daß er mit folgenden Glaubenssätzen, als den wesentlichen Bestandtheilen aller Religionen, einverstanden sei:

Daß ein Gott ist, welcher alle Dinge erschaffen hat *).

Daß Er, durch seine Vorsehung, die Welt regiert.

Daß Er durch Anbetung verehrt werden soll.

Daß der Ihm wohlgefälligste Dienst darin besteht, den Menschen Gutes zu thun.

*) Die im vorigen Aufsatz: »Liturgie ꝛc.« aufgestellte Annahme mehrerer Untergötter, als Regenten der einzelnen Sonnensysteme, hatte Franklin also entweder wieder aufgegeben, oder hielt sie doch nicht für wesentlich.

Daß die Seele unsterblich ist.

Daß Gott, in diesem oder dem künftigen Leben, die Tugend belohnen und das Laster bestrafen wird.

Jeder Aufzunehmende sollte ferner nach folgendem Plane in der Tugend sich geübt haben:

Der Deutlichkeit und Bestimmtheit wegen, weil nämlich oft unter demselben Namen gar verschiedene Begriffe vereinigt werden, hatte ich zuerst ein Verzeichniß der Haupttugenden gemacht, und jede mit einer kurzen Erklärung begleitet.

1. Mäßigkeit. Esse nicht bis zur Schwerfälligkeit; trinke nicht bis zur Berauschung.
2. Schweigsamkeit. Sprich nichts, als was Andern oder Dir selbst zum Nutzen gereichen kann; meide Plauderei und Klatscherei.
3. Ordnung. Laß jede deiner Sachen ihren Platz, und jeden Theil deiner Geschäfte seine Zeit haben.
4. Entschlossenheit. Beschließe zu leisten, was du sollst; leiste unwiderruflich, was du beschlossen hast.
5. Sparsamkeit. Mache keine Ausgaben, als zum Besten Anderer und deiner selbst; d. i. verschwende nichts.

6. Betriebsamkeit. Verliere keine Zeit; sei immer mit etwas Nützlichem beschäftigt; thue nie etwas Unnützes.

7. Aufrichtigkeit. Bediene dich keiner schadenbringenden List; denke unschuldig und gerecht, und wenn du sprichst, so sprich, wie du denkst.

8. Gerechtigkeit. Thue Niemanden Unrecht durch Kränkungen oder durch Unterlassung dessen, was deine Pflicht dir zum Besten Anderer zu thun gebeut.

9. Mäßigung. Vermeide jede Uebertreibung; hüte dich, Beleidigungen in dem Grade, als sie es nach deiner Meinung verdienen, zu vergelten.

10. Reinlichkeit. Dulde nichts Unreines an Körper, Kleidung oder Wohnung.

11. Gelassenheit. Lasse dich nicht beunruhigen durch Kleinigkeiten, oder durch gewöhnliche oder unvermeidliche Ereignisse.

12. Keuschheit. Genieße selten die Freuden der Liebe, und nie bis zur Mattigkeit und Schwäche, nie zum Nachtheil des Friedens und des guten Rufs Anderer oder deiner selbst.

13. Demuth. Ahme Jesus und Sokrates nach.

Die Aufgabe war, es in allen diesen Tugenden bis zur Gewohnheit zu bringen; da dies aber nicht möglich sein möchte, wenn man sich in allen zugleich üben wollte, so ist es nöthig, nur eine zur Zeit vorzunehmen, und zwar in der oben angegebenen Ordnung, damit die erworbene Fertigkeit in der einen Tugend die Uebung in den folgenden erleichtere. Zuerst also Mäßigkeit, weil diese zur Kaltblütigkeit und Klarheit des Kopfes führt, welche ganz nothwendig sind, um beständig wachsam und auf der Hut zu sein gegen die unaufhörliche Anziehungskraft alter Gewohnheiten und die Macht fortwährender Versuchungen. Nach Erwerbung und Sicherung dieser Tugend wird es schon leichter sein, zur Verschwiegenheit zu gelangen. Um nun zugleich mit dem Fortschreiten in der Besserung auch an Kenntnissen zu gewinnen, zu deren Erlangung das Ohr uns bei der Unterhaltung größere Dienste leistet, als der Mund, so scheint es zunächst erforderlich, alles unnütze Geschwätz meiden zu lernen, weßhalb die Schweigsamkeit den zweiten Platz erhält. Durch diese und die folgende, Ordnung, wird Zeit gewon-

nen zur Verfolgung aller Lebensplane und Studien. Durch Gewöhnung zur Entschlossenheit erlangen wir Festigkeit in dem Streben, alle folgenden Tugenden zu erwerben. Sparsamkeit und Betriebsamkeit werden, durch Befreiung von Schulden und Sicherung des reichlichen Auskommens und der Unabhängigkeit, die Ausübung der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit erleichtern rc.

In der Ueberzeugung, daß, nach dem Rath des Pythagoras, in seinen goldenen Versen, eine tägliche Prüfung nothwendig wäre, ersann ich folgende Methode:

Ich machte mir ein kleines Buch von dreizehn Blättern, deren jedes für eine der dreizehn Tugenden bestimmt und mit dem Namen derselben überschrieben war. Jedes Blatt liniirte ich von oben nach unten mit rother Tinte, so daß es in acht gleich breite Theile zerfiel, und diese senkrechten Striche durchzog ich wieder mit dreizehn Querstrichen. In die erste Reihe trug ich dann die Namen der dreizehn Tugenden ein, von oben nach unten; die andern sieben Reihen erhielten die sieben Wochentage zu Ueberschriften. So erhielt jeder Tag für jede Tugend sein eige-

nes Feld, und so oft ich gegen eine Tugend fehlte, bezeichnete ich (Abends bei der Průfung des Tages) das Feld derselben mit einem Strich, wie z. B. auf folgender Tafel:

Måßigkeit.

Esse nicht bis zur Schwerfålligkeit, trinke nicht bis zur Berauschung.

	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
Mäßigkeit							
Schweigsamkeit	1	1		1			
Ordnung	1	1			1	1	1
Entschlossenheit		1				1	
Sparsamkeit		1				1	
Betriebsamkeit			1				
Aufrichtigkeit							
Gerechtigkeit							
Mäßigung							
Reinlichkeit							
Gelassenheit							
Keuschheit							
Demuth							

Nun nahm ich die Tugenden, nach den Blåttern meines Buches, einzeln nach einander durch.

Zuerst widmete ich meine ganze Aufmerksamkeit der Mäßigkeit, und nahm mir fest vor, auch nicht den geringsten Fehler gegen dieselbe zu begehen. Auf die übrigen Tugenden gab ich nicht besonders Acht, doch wenn ich Abends an die Prüfung des Tages ging, verfehlte ich nie, jeden Fehler gegen irgend eine derselben durch einen Strich auf das jedesmalige Feld zu bezeichnen. Wenn es mir dann in der ersten Woche gelungen war, die mit »Mäßigkeit« bezeichnete Reihe ganz frei von Strichen zu halten, so glaubte ich, in dieser Tugend weit genug vorgeschritten zu sein, um meine Aufmerksamkeit auf die folgende richten zu können. Ich ging also zu dem nächsten Blatte meines Buches über, welches mit Schweigsamkeit überschrieben war, und trachtete danach, die beiden obersten Reihen (Mäßigkeit und Schweigsamkeit) von Strichen frei zu halten. Darauf ging ich zur dritten über, und so fort bis ans Ende, welches ich in dreizehn Wochen erreichen konnte. Eine solche Uebung konnte ich also vier mal im Jahre wiederholen, und freute mich, wenn ich gewahrte, daß nach und nach die Zahl der Striche sich mindere. Außerdem enthielt dieses Buch noch ein besonderes Blatt für die Ord-

nung, der zufolge jeder Theil meiner Geschäfte seine bestimmte Zeit haben sollte, mit folgendem Schema zur Eintheilung der vier und zwanzig Stunden des Tages.

Schema.

	Stunden.	
Morgen. Frage: Was kann ich heute Gutes thun?	5, 6	Aufstehen, Waschen, Gebet. Die Geschäfte des Tages ordnen und Entschlüsse für den Tag fassen. Das begonnene Studium fortsetzen; frühstücken.
	7	
	8, 9, 10, 11	Arbeit.
Mittag.	12, 1	Lesen, Rechnungen durchsehen, zu Mittag essen.
Nachmittag.	2, 3, 4, 5	Arbeit.
Abend. Frage: Was habe ich heute Gutes gethan?	6, 7, 8, 9	Alles in Ordnung setzen, zu Abend essen. Musik, Zerstreuung, Unterhaltung. Prüfung des Tages.

	Stunden.	
Nacht.	10 11 12 1 2 3 4	Schlafen.

Um dieses Buch nicht zu oft erneuern zu müssen (denn das Auswischen der Striche durchlöcherte bald die Blätter), ließ ich mir dreizehn Elfenbeinblätter machen, die ich mit rother Tinte liniirte. Diese zog sich fest ein; die Striche aber, die ich zur Bezeichnung der Fehler mit Bleistift machte, konnte ich leicht mit einem nassen Schwamm auslöschen *).

Nach Verlauf einiger Zeit stellte ich diese dreizehnwöchentlichen Uebungen nur einmal im Jahre an (um nicht pedantisch zu werden), und auch

*) Dies Letztere scheint eben keine Verbesserung zu sein. Für den Werth der dreizehn Elfenbeinblätter kann man ziemlich viel Papier kaufen, wovon man ohnehin wöchentlich nur ein kleines Blatt gebraucht, um diese vortreffliche Methode der Selbstprüfung anzustellen; und durch das Auslöschen der Fehlerstriche wird es unmöglich, spätere Uebungen mit den frühern zu vergleichen, was nicht weniger nützlich, als die Uebung selbst sein möchte. Es wäre daher wohl rathsamer, Alles mit Tinte zu bezeichnen und aufzubewahren.

auf meinen Reisen führte ich das kleine Buch immer bei mir.

Es kann der Nachwelt vielleicht frommen, zu erfahren, daß ich, nächst dem Segen Gottes, dieser Methode der Selbstprüfung mein fortwährendes Lebensglück, bis in mein hohes Alter, zuzuschreiben habe. Der Mäßigkeit verdanke ich die fortdauernde Gesundheit; der Betriebsamkeit und Sparsamkeit die Verbesserung meiner äußeren Lage, und die Kenntnisse, welche mir's möglich machten, ein nützlicher Bürger zu werden und selbst unter den Gelehrten einigen Ruf zu erlangen; der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit danke ich das Vertrauen meines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, zu welchen dasselbe mich berief; und dem gemeinsamen Einfluß aller Tugenden, so wenig mir's auch gelang, es darin zu einiger Vollkommenheit zu bringen, habe ich dennoch jene gleichmäßige Ruhe des Gemüths und jene Heiterkeit in der Unterhaltung zuzuschreiben, die bis in's höchste Alter meine Gesellschaft, selbst der Jugend, angenehm machte. Ich hoffe daher, daß Andere meinem Beispiele folgen, und, wie ich, den Vortheil davon erndten werden.

Nach dem hier mitgetheilten Plane also sollte Jeder sich bereits in der Tugend geübt haben, bevor er in den Tugend-Verein aufgenommen werden konnte. — Es war ferner meine Idee, daß die Existenz dieser Gesellschaft anfangs, bis sie einige Bedeutsamkeit erlangt haben würde, geheim gehalten werden solle, um die Eintrittsansprüche unpassender Personen zu verhindern; jedes Mitglied aber sollte unter seinen Bekannten geistreiche, gut gesinnte Jünglinge aufsuchen, welchen der Plan, mit Vorsicht, allmählig mitgetheilt werden könne. Die Mitglieder sollten sich verpflichten, sich gegenseitig mit Rath und Beistand zu unterstützen, um Alles zu befördern, was dem Verein, oder einem Einzelnen daraus, zum wahren Vortheil gereichen könne ꝛc.

Zwei oder drei Freunde, welchen ich diesen Plan vorlegte, erfaßten denselben mit Begeisterung; allein meine damals noch beschränkten Umstände zwangen mich, die weitere Ausdehnung aufzuschieben, und später ward ich, durch fortwährend angestrengte Beschäftigungen mancherlei Art, verhindert, die Sache wieder in Gang zu bringen, bis ich, nach meiner Rückkehr aus Paris (im neun und siebzigsten Lebensjahre), mich

zu einer solchen Unternehmung nicht kräftig genug mehr fühlte. Ich bin aber jetzt noch (1788) der Meinung, daß der Plan ausführbar war, und, durch Bildung einer großen Anzahl guter Bürger, sehr nützlich hätte werden können. Auch ward ich nicht durch die scheinbare Größe des Unternehmens entmuthigt, weil ich stets den Glauben hegte, daß ein Mann große Dinge ausrichten kann, wenn er erst einen guten Plan entwirft, und dann dessen Ausführung zum einzigen Ziel und zur ausschließlichen Beschäftigung seines Lebens macht *).

3. Ueber Kirchlichkeit **).

(That ist besser als Schein.)

Der Glaube (von welchem Sie mir schreiben) hat gewiß seinen Nutzen in der Welt; ich wünsche

*) Vergleiche die Lebensbeschreibung, wo Franklin auch von einem Klubb erzählt, den er in seiner Jugend begründete, und der, bei nicht unähnlicher Tendenz, eine bedeutende Wirksamkeit erlangte.

**) Aus einem Schreiben an G. Whitefield, Gründer der Methodistengemeine in Philadelphia. Juni 1753.

nicht, denselben verringert zu sehen, und werde nie etwas thun, um ihn in irgend einem Menschen zu schwächen; aber ich wollte, er wäre ergiebiger an guten Werken, als ich ihn im Allgemeinen gesehen habe. Ich meine wahrhaft gute Werke, Werke der Freundlichkeit, Wohlthätigkeit, Barmherzigkeit und des Gemeingeistes; nicht die strenge Feier der Sonn- und Festtage, nicht das Lesen oder Hören der Predigten, nicht die Verrichtung der Kirchenceremonien, oder das Hersagen langer Gebete, angefüllt mit Schmeicheleien und Komplimenten, die, selbst weisen Menschen verächtlich, viel weniger noch der Gottheit gefallen können. Die Gottesverehrung ist eine Pflicht; Predigten zu hören und zu lesen, kann nützlich sein; aber, wer es beim Hören und Beten bewenden läßt, wie es nur zu Viele thun, der gleicht einem Baume, welcher sich preisen und hochschätzen wollte, weil er gewässert wird und Laub treibt, obgleich er nie Früchte trägt. Euer großer Meister hielt viel weniger von äußerm Schein und lauten Bekenntnissen, als manche seiner modernen Schüler. Die Vollbringer des Worts stellte er über die bloßen Hörer; den Sohn, der scheinbar seinem Vater den Gehorsam weigerte, und doch seine

Befehle vollzog, über den, der seine Bereitwilligkeit erklärte, aber die That versäumte; den ketzerischen, aber barmherzigen Samariter über den orthodoxen, aber unbarmherzigen Priester und geweihten Leviten; und er erklärte: die, welche den Hungrigen speisen, den Durstigen tränken, den Nackten kleiden, den Fremden bewirthen und den Kranken pflegen, sollen am letzten Tage aufgenommen werden, ob sie gleich nie meinen Namen hörten; dagegen die, welche Herr! Herr! schreien und sich mit ihrem Glauben brüsten, aber die guten Werke vergessen haben, sollen verworfen werden, wenn ihr Glaube auch groß genug wäre, um Wunder zu thun. Er erklärte, daß er nicht gekommen sei, die Gerechten, sondern die Sünder zur Reue zu rufen, womit er zugleich die bescheidene Meinung aussprach, daß es zu seiner Zeit Mehrere gebe, die sich für so gut hielten, daß sie zur Besserung selbst ihn nicht zu hören brauchten; aber heut zu Tage giebt es kaum einen kleinen Pfarrer, der nicht meint, es sei die Pflicht eines jeden Menschen in seinem Bezirke, seinem kleinen Kirchenamte beizuwohnen, und wer dies je versäume, beleidige Gott. Solchen wünsche ich mehr Demuth, und Ihnen Gesundheit und Glück ꝛc.

4. Ueber das alte Testament *).

Ich stimme mit Ihren Ansichten in Betreff des alten Testaments überein, und würde es für besser gehalten haben, die Klausel in unserer Verfassung, — welche von den Mitgliedern des Repräsentantenhauses die Erklärung verlangt, daß sie den Glauben hätten, »der ganze Inhalt des alten Testaments sei durch göttliche Inspiration eingegeben« — wegzulassen. Als dies aber nicht durchzusetzen war, ward auf meinen Antrag folgender Zusatz angenommen: »daß nie ein weiter ausgedehntes Glaubensbekenntniß gefordert werden solle.« Das Uebel wird dadurch gemindert, daß nur die Repräsentanten, und sonst kein Einwohner und kein Beamter diese Erklärung zu geben braucht. Meiner Ueberzeugung nach sind mehrere Sätze im alten Testament, die unmöglich durch göttliche Begeisterung eingegeben sein können, wie z. B. die dem Engel des Herrn zuge-

*) Aus einem Briefe vom August 1784, wahrscheinlich an Dr. Priestley.

schriebene Billigung der schlechten, verabscheuungswürdigen That der Jaël, der Frau des Heber, des Keniten (Richter IV. 17. ff. V. 24. ff.). Wenn der übrige Inhalt dieser Erzählung gliche, so möchte ich eher glauben, daß derselbe durch Inspiration von einer ganz andern Seite her eingegeben wäre, und mich von dem Ganzen lossagen.

5. Ueber Unglauben und Orthodoxie *).

Sie schreiben mir, daß unser armer Freund Ben Kent gestorben ist; ich hoffe, er ist in die Wohnungen der Gesegneten eingegangen, oder befindet sich wenigstens an einem Orte, wo die Seelen zu diesem Aufenthalte vorbereitet werden. Diese Hoffnung gründe ich darauf, daß er, wenn auch nicht so gläubig, als Sie und ich, doch ein ehrlicher Mann war und seine Tugenden hatte. Wenn man ihn nicht freisprechen kann von Heu-

*) Aus einem Briefe vom November 1787 an Mrs. Partridge.

chelei, so war diese von der umgekehrten Art, durch welche ein Mensch schlechter scheint, als er ist. Und was den zukünftigen Segen betrifft, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß sehr viele von den eifrigen Orthodoxen der verschiedenen Sekten, die am letzten Tage zusammenströmen werden, um einer den andern verdammt zu sehen, sich verrechnet haben, und genöthigt sein werden, sich mit ihrer eigenen Begnadigung zu begnügen.

---

6. Ueber den Verfolgungsgeist in früheren Zeiten, über Dissenters ꝛc. *).

Bei den Verhandlungen des Britischen Parlaments über ein Gesetz zur Befreiung der Dissenters (der von der Englischen Kirche Abweichenden) von der Verpflichtung, die Kirchen-Artikel zu unterschreiben, ward gegen diese Leute bemerkt: »daß sie selbst unduldsam und verfolgungssüchtig

*) An den Herausgeber des London Packet, geschrieben im Juni 1772.

seien, daß sie früher in England die bischöfliche Kirche verfolgt hätten, und dieselbe noch jetzt in Amerika verfolgten, indem sie ihre Mitglieder zwängen, zum Unterhalt des Gottesdienstes der Presbyterianer und Independenten beizusteuern, und ihnen zugleich die volle Ausübung ihrer eigenen Religion verwehrten.«

Wenn wir in der Geschichte zurückblicken, um den Charakter der noch bestehenden Sekten der christlichen Kirche zu erforschen, so werden wir wenige darunter finden, die nicht abwechselnd Andere verfolgt und über Verfolgung sich beschwert hätten. Die ersten Christen hielten die von den Heiden verübten Verfolgungen für höchst unrecht, verfolgten sich aber unter einander. Die ersten Protestanten der Englischen Kirche tadelten die Verfolgungssucht der Römischen Kirche, machten sich aber desselben Fehlers gegen die Puritaner schuldig; diese beschwerten sich aus demselben Grunde über die Bischöfe, verfuhren aber selbst, sowohl in England als in Nord-Amerika, nicht besser. Um dies begreiflich zu finden, möge man bedenken, daß die Lehre der Duldung damals noch nicht bekannt, oder doch nicht herrschend war. Die Verfolgung war daher nicht sowohl Fehler

der Sekten, als der Zeiten; sie ward in jenen Tagen noch nicht an sich selbst für unrecht gehalten. Die allgemeine Meinung war nur, daß Diejenigen, welche im Irrthum sind, die Wahrheit nicht verfolgen dürften; die Bekenner der Wahrheit aber hätten das Recht, den Irrthum zu verfolgen, um ihn zu vertilgen. Da nun jede Sekte glaubte, sie sei allein im Besitz der ganzen Wahrheit, und jeder Satz, der von den ihrigen abweiche, sei Irrthum, so hielt jede die Verfolgung, wenn sie in ihrer Macht stehe, für eine Pflicht, welche Gott, der ihrer Meinung nach durch Ketzereien beleidigt ward, von ihr fordere. Allmälig kamen in der christlichen Welt billigere und bescheidenere Gesinnungen in Umlauf, und besonders unter den Protestanten wird die Verfolgung von Allen verworfen, von Keinem vertheidigt, und nur von Wenigen ausgeübt. Wir sollten daher aufhören, einander die Handlungen unserer Vorfahren vorzuwerfen, und den jetzigen Charakter der Sekten oder Kirchen nur nach ihrem jetzigen Betragen beurtheilen *).

---

*) »So einleuchtend die Religionsduldung dem gesunden Menschenverstande scheint, so war sie doch nicht eine Frucht der Vernunft, sondern des Handels. Schon

Um den Grund dieser Klage gegen die jetzigen Dissenters, insbesondere gegen die in Amerika, beurtheilen zu können, wollen wir folgende Thatsachen in Betracht ziehen. Sie kamen aus England, um auf eigene Kosten sich ein neues Vaterland zu gründen, wo sie in der freien Ausübung ihrer Religion, nach ihrer eigenen Weise, nicht gehindert würden. Nachdem sie einen Bezirk von den Eingebornen in Amerika gekauft hatten, theilten sie die Ländereien in Ortschaften, und verlangten weder Kaufgeld noch Erbzins, sondern machten nur die Bedingung, daß die freien Eigenthümer in jeder Ortschaft für immer einen Prediger (worunter, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer von der herrschenden Sekte gemeint war) und eine Freischule unterhalten sollten. So ward das, was man gewöhnlich Presbyterianismus nennt, die herrschende Religion des Landes.

---

längst hatten die Portugiesen eingesehen, wie sehr die Duldung zur Beförderung des Handels beitrage; sie waren aber zu eifrige Katholiken, um eine so kühne Maßregel (die Aufhebung der Inquisition) in Portugal zu wagen; allein in Goa ward sie verstattet, und die Inquisition ward in dieser Stadt auf die römischen Katholiken beschränkt.« (Lord Kaimes's Sketches of the history of man. II. 474.)

Im Anfang ging Alles gut, da durchaus einerlei Denkungsart in der Glaubenslehre vorwaltete, und der Unterhalt des Predigers und der Schule durch eine verhältnißmäßige Abgabe von den Ländereien aufgebracht ward. In der Folge aber, da einige Bekenner dieser Lehre Quäker *), andere Baptisten wurden, und da in den letztern Jahren mehrere zur Englischen Kirche zurückkehrten **), weigerte man sich, eine Abgabe zum Un-

*) In Neu-England gab es bis 1656, das ist etwa sechs und dreißig Jahre nach der Gründung der Kolonien, Niemand, der sich öffentlich zur Lehre der Quäker bekannt hätte. In diesem Jahre erst kamen Mary Fisher und Anna Austin aus Barbadoes, und bald darauf Mehrere aus London dahin. Ihre Predigten fanden Eingang. Die Provinzial-Regierung, welche den Wunsch hatte, die Kolonie von diesen Leuten zu säubern, schickte diejenigen, die ihr bekannt wurden, fort, und suchte die Ansiedlung neuer Ankömmlinge zu verhüten. Sie führte zu diesem Ende Geldstrafen, Landesverweisung, Gefängniß- und Leibesstrafen ein, aber mit so geringem Erfolg, daß endlich ein Gesetz gegeben ward, wonach Alle, die, einmal verbannt, in dieselbe Gerichtsbarkeit zurückkehrten, mit dem Tode bestraft werden sollten. — Einige Wenige wurden wirklich gehenkt!
(History of the Brit. Domin. 4to. 1773.)

**) Durch die löblichen Bemühungen der Bischöflichen und eine zweckmäßige Anwendung ihrer Gelder, durch die Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel. Diese sollte nämlich nicht allein die Bibel

terhalt einer Kirche zu bezahlen, die man nicht billige und deßhalb verlassen habe. Die Obrigkeit fuhr indeß fort, zufolge der Grundgesetze, die ihre Gültigkeit nicht verloren hatten, diese Abgaben zu erheben und zu verwenden; und sie that dies um so unbedenklicher, da sie's für recht und billig hielt, daß die Landeigenthümer dasjenige bezahlten, was bei der Verleihung der Ländereien zur einzigen Bedingung gemacht worden war, was alle nachherigen Käufer als eine, auf den Grundstücken haftende Verbindlichkeit betrachtet, und weßhalb sie eine verhältnißmäßig geringere Summe dafür gegeben hatten; da mithin, nach ihrer Meinung, kein rechtlicher Mann, unter dem Vorwand, seine Religionsüberzeugung geändert zu haben, sich dieser Abgabe entziehen könne. Und dies ist, nach meiner Ansicht, einer der besten Gründe, aus denen man noch jetzt in England von den Dissenters den Zehnten verlangen kann. Da aber die Bischöflichen wider dieses Verfah-

verbreiten, sondern auch, wo es an guten Kirchendienern fehlte, eine gelehrte und orthodoxe Geistlichkeit unterhalten, die Gottes Wort und die Sakramente verwalten, und Atheismus, Unglauben, Papstthum und Götzendienst verhüten könne.

ren, als eine Verfolgung, schrieen, so machte die gesetzgebende Gewalt der Provinz Massachusetts eine Verordnung, vermöge welcher die Abgabe zwar nach wie vor bezahlt, die von den Mitgliedern der Englischen Kirche erhobenen Gelder aber an die Diener ihrer eigenen Kirche abgegeben werden sollten, welche den Gottesdienst für jene Mitglieder zu versehen hatten, und das förmliche Recht erhielten, die Abgaben zu empfangen und unter Umständen gesetzlich eintreiben zu lassen.

Nach dem Sinn der Gesetzgeber hatte die Abgabe wahrscheinlich keinen andern Zweck, als die Sittlichkeit des Volks zu sichern und zu verbessern, und die Glückseligkeit desselben, durch Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der Predigt des Evangeliums, zu befördern. Sie glaubten, daß wenn eine besondere Gemeinde sich eine besondere Art des Gottesdienstes erwähle, diese ihr wahrscheinlich am förderlichsten sein möge, und daß, wenn nur das Gute geschehe, es nicht so wesentlich sei, wie und durch wen es geschehe. Der Umstand, daß ihre Brüder, die Dissenters in England, noch gezwungen waren, an die Geistlichkeit der dort herrschenden Kirche den Zehnten zu zahlen, hatte bei den Gesetzgebern nicht Ge-

wicht genug, um dieses milde Gesetz zu verhindern, welches noch in voller Kraft fortbesteht; und ich hoffe, daß kein unfreundliches Benehmen der Englischen Kirche sie jemals bewegen wird, dasselbe zu widerrufen.

Wie man die Dissenters beschuldigen kann, der Englischen Kirche in Amerika die Besetzung einer Bischofs-Stelle zu verwehren, das verstehe ich nicht. Die Dissenters in England scheinen, der Natur der Sache nach, nicht dabei interessirt zu sein; die in Amerika haben keine Macht, es zu verhindern, wenn die Regierung es für gut finden sollte, einen Bischof hinüber zu senden. Sie könnten es zwar ungern sehen, wenn sich ein Stand unter ihnen festsetzte, dessen Verfolgungen zu entgehen ihre Väter einst in diese Wildnisse flohen, und dessen künftige Herrschsucht sie wohl fürchten mögen, da ihnen nicht bekannt ist, daß der Geist dieses Standes sich geändert habe. Allein die Nichternennung der Bischöfe für Amerika scheint einen ganz andern Grund zu haben. Dieselbe Weisheit der Regierung, welche die Sitzungen der Versammlungen verhindert, und durch noli prosequis die Verfolgung der Dissenters, wegen Nichtunterschreibung der Glaubensartikel, verbie-

tet, vermeidet auch die Einführung der Bischöfe in Gegenden, wo die Gemüther des Volks noch nicht vorbereitet sind, sie freundlich zu empfangen, damit die öffentliche Ruhe nicht gefährdet werden möge.

Und nun laßt uns sehen, wie die Intoleranz-Rechnung zwischen beiden Parteien steht. — In Neu-England, wo unter den gesetzgebenden Kollegien fast kein einziges Mitglied der bischöflichen Kirche ist, giebt es

1. keinen Eid, der die Geistlichen dieser Kirche hindert, ihr Amt zu verwalten,
2. die Söhne derselben genießen das volle Universitäts-Benefiz,
3. die Auflagen zur Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, welche die Glieder der Englischen Kirche bezahlen, werden an die Geistlichen derselben abgegeben,

während in Alt-England

1. die Dissenters von allen einträglichen und Ehren-Aemtern ausgeschlossen sind,
2. nur die Söhne der bischöflichen Geistlichen das Universitäts-Benefiz erhalten,
3. die Geistlichkeit der Dissenters nichts von den Zehnten bekommt, die ihre Glaubens-

genossen bezahlen, sondern noch außerdem die Last haben, ihren besondern Gottesdienst unterhalten zu müssen.

Aber man sagt, die Dissenters in Amerika widersetzen sich der Einführung eines Bischofs. Wenn man auch den Mangel an Aufforderung zu dieser Maßregel (denn sie verhalten sich wirklich passiv dabei) Widerstand nennen will, so fällt diese Beschuldigung doch keineswegs auf sie allein, denn die Laien im Allgemeinen sind dagegen, und selbst einige Geistliche der bischöflichen Kirche. Die Einwohner von Virginien sind fast alle bischöflich; diese Kirche ist dort völlig eingeführt, und die Herren vom Rath, wie auch die Repräsentanten, sind, vielleicht ohne Ausnahme, Mitglieder derselben; gleichwohl äußerten die letztern, als ohnlängst in einer Versammlung der Geistlichkeit beschlossen ward, um einen Bischof anzuhalten, in der nächsten Sitzung des Hauses ihre Unzufriedenheit hierüber auf die nachdrücklichste Weise, und votirten einstimmig eine Dank-Adresse an diejenigen Geistlichen, welche gegen jenen Beschluß protestirt hatten. Denn viele Laien dieser Kirche halten es eben für keinen großen Vortheil, sich die bedeutenden Unkosten, die mit der Einführung

eines Bischofs verbunden sind, aufzubürden, bloß um ihre jungen Leute in Amerika ordiniren lassen zu können; und meinen, es sei in mancher Hinsicht sogar besser, wenn entweder diese, wie zuvor, deßhalb nach England gingen, wo sie Gelegenheit hätten, in der Unterhaltung mit den Gelehrten manches zu lernen; oder wenn bereits ordinirte Englische Geistliche nach Amerika gesandt würden, welche den Vortheil der bessern Erziehung auf den Englischen Universitäten genossen hätten *). Die Dissenters würden vermuthlich der Maßregel weniger entgegen sein, wenn es den Bischöfen in England in ihrer Weisheit und Güte gefallen sollte, ihren Charakter dadurch in ein freundliches Licht zu setzen, daß sie dem Ansuchen der Dissenters, um Befreiung von der Unterschreibung der Glaubensartikel, sich nicht länger opponirten, und erklärten, sie wären der Meinung, die Dissenters sollten zu Staatsämtern gelangen können, an dem Universitäts-Benefiz Antheil haben, und das Privilegium erhalten, ihre eigenen Zehnten auf den Unterhalt ihrer eigenen Geistlichkeit zu

*) Vergleiche Nro. 9. Ueber die Ordination der Geistlichen in Amerika.

verwenden. In allen diesen Punkten der Duldung scheinen sie aber den jetzigen Dissenters in Amerika noch weit nachzustehen, und vielleicht scheint Einigen die Nachahmung des Beispiels dieser Niedrigern unter der bischöflichen Würde zu sein. Ich zweifle jedoch nicht, daß sie früher oder später dennoch sich dazu entschließen werden, weil von der Art nichts zu schwer ist für wahre christliche Demuth.

Ein Neu-Engländer.

---

7. Parabel gegen die Intoleranz *).

(Im Styl der heiligen Schrift.)

---

1. Und es begab sich nach diesem Allen, daß Abraham in der Thüre seines Zeltes saß, um die Zeit, da die Sonne unterging.

---

*) Lord Kaimes sagt darüber in seinen Sketches of the history of man (II. 472. f.): »Diese Parabel hat mir Dr. Franklin mitgetheilt, ein Mann, der in der gelehrten Welt eine große Rolle spielt, und noch höher geschätzt sein würde wegen seines wohl-

2. Und siehe, ein Mann, gebeugt vom Alter, kam des Weges her aus der Wüste, auf seinen Stab gestützt.

3. Und Abraham stand auf, ging ihm entgegen und sprach: Ich bitte dich, kehre ein bei mir, und wasche deine Füße, und bleibe die Nacht in meinem Zelt; dann magst du am Morgen früh aufstehen und deines Weges weiter ziehen.

4. Aber der Mann sprach: Nein, ich will bleiben unter diesem Baume.

5. Und Abraham nöthigte ihn fast sehr, daß er umkehrte und ging in das Zelt; und Abraham buck ungesäuert Brod und sie aßen davon.

6. Da nun Abraham sahe, daß der Mann Gott nicht dankete, sprach er zu ihm: Warum

---

vollenden, biedern Charakters, wenn in dieser verderbten Zeit die Tugend so viel gälte, als die Wissenschaft. Wäre diese Parabel wirklich ein Kapitel der Genesis, so könnte die Verfolgungssucht, unter Juden und Christen, nie ihre Stirn so frech erhoben haben. Doch ach! das ist ein eitler Wahn. Eine solche Stelle im alten Testament würde wider die feindlichen Leidenschaften der Menschen so wenig vermocht haben, als die Sätze des neuen Testaments, welche die Verfolgungssucht in den bestimmtesten Ausdrücken verdammen.

betest du nicht zum höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erden?

7. Und der Mann antwortete und sprach: Ich bete den Gott nicht an, davon du redest, und rufe ihn nicht bei Namen, denn ich habe mir selber einen Gott gemacht, der immerdar in meinem Hause wohnet, und giebt mir Alles, deß ich bedarf.

8. Da entbrannte Abraham in Zorn gegen den Mann; und er stand auf und trieb ihn hinaus in die Wüste, mit Schlägen.

9. Und als die Stunde der Mitternacht schlug, da ertönte die Stimme Gottes und rief: »Abraham, wo ist der Fremdling?«

10. Und Abraham antwortete und sprach: »Herr, er wollte Dich nicht anbeten, noch bei Namen Dich rufen, darum habe ich ihn von mir hinausgetrieben in die Wüste.«

11. Und Gottes Stimme sprach: »Habe ich nicht ganzer hundert acht und neunzig Jahre mich sein erbarmt und ihn gekleidet ohnerachtet seiner Widerspänstigkeit gegen mich, und du, der du selber ein Sünder bist, konntest nicht eine Nacht mit ihm Geduld haben?«

12. Und Abraham sprach: »Laß den Zorn

des Herrn nicht heiß werden gegen Deinen Knecht; siehe, Herr, ich habe gesündigt, vergieb mir, ich bitte Dich.«

13. Und er stand auf und ging hinaus in die Wüste, und suchte den Mann mit Fleiß, fand ihn und kehrete um mit ihm in sein Zelt; und als er sein gepfleget hatte mit Freundlichkeit, entließ er ihn am Morgen mit Geschenken.

14. Und wiederum redete Gott zu Abraham und sprach: »Für diese deine Sünde soll dein Same in Traurigkeit bleiben, vier hundert Jahre in einem Lande, das nicht sein ist;

15. Aber um deiner Reue willen will ich sie erlösen, und sie sollen ausziehen mit Macht, und mit Freude des Herzens und großem Gut.

8. Ueber den Testeid und die Bezahlung der Prediger *).

Ich bin ganz Ihrer Meinung in Betreff der Testeide **). Allein wenn auch das Volk von Massachusetts in seiner neuen Konstitution sich nicht ganz frei davon erhalten hat, so müssen wir doch, in Erwägung des Zustandes, in dem dieses Volk vor hundert Jahren war, einräumen, daß die religiöse Denkungsart viel liberaler geworden ist; und wir dürfen auf größere Fortschritte hoffen, sobald ihre Verfassung nach einigen Jahren revidirt wird. Wenn christliche Prediger fortgefahren hätten, zu lehren, wie Christus und seine Apostel lehrten, und die Quäker es noch thun, nämlich: ohne Gehalte dafür zu em-

*) Aus einem Schreiben an Dr. Price, vom Oktober 1780.

**) Ursprünglich ein öffentlicher Akt in England, wodurch die Transsubstantiation geleugnet, und auf die Verehrung der Jungfrau und der Heiligen verzichtet ward. Nur wer ein öffentliches Amt bekleiden wollte, war zu diesem Eide genöthigt. Erst unter Karl II., 1674, verlangte das Haus der Gemeinen, daß der Testeid von allen Unterthanen geleistet werden solle.

pfangen, so würden die Testeide wol nie existirt haben, denn man erfand sie, wie mir scheint, nicht sowohl um die Religion selbst, als vielmehr um die Emolumente derselben zu sichern. Wenn eine Religion gut ist, so wird sie sich ohne Zweifel selbst erhalten; und wenn sie sich nicht selbst erhalten kann, und Gott nicht für ihre Erhaltung sorgt, ohne daß ihre Bekenner genöthigt sind, den Schutz und Beistand der Staatsgewalt anzurufen, so ist das, fürchte ich, ein Zeichen, daß sie schlecht ist.

---

9. Ueber die Ordination der Geistlichen in Amerika *).

Sie beschweren sich, daß Sie in Amerika nicht ordinirt werden können, und begehren meinen Rath in dieser Angelegenheit. Ich verstehe wenig davon, und vielleicht ist mein Rath von

*) Aus einem Schreiben an Weems und Gant, vom Juli 1784.

keinem Werth; doch mir scheint, Sie könnten es machen, wie die ersten Geistlichen in Schottland, bald nach der Bekehrung dieses Landes zum Christenthum, welche sich in ihrer Kathedrale versammelten, und in Gegenwart des Königs, nach einem ernstlichen, gemeinschaftlichen Gebet, Einen aus ihrer Mitte zum Bischof erwählten, der alsdann vom Könige selbst förmlich eingesetzt und mit der Befugniß, zu ordiniren, versehen ward. Gesetzt, die Britischen Inseln wären in den Ocean versunken (und die Oberfläche dieses Weltballs hat ja noch größere Wechsel erlitten), dann würde man doch wol in Amerika eine Maßregel der Art ergreifen müssen; ist es nicht im Erfolge das nämliche, wenn die Ordination fortwährend verweigert wird? Hundert Jahre weiter wird die Welt aufgeklärter sein und sich wundern, wie es möglich war, daß Leute in Amerika, die durch Kenntnisse und frommen Wandel berufen schienen, ihre Mitmenschen zu belehren, dies nicht thun durften, ohne zuvor eine Reise von 6000 Engl. Meilen (hin und her) zu machen, um sich die Erlaubniß eines eigensinnigen alten Herrn in Canterbury zu erbitten, welcher die Bewohner von Ma-

ryland, nach Ihrem Briefe zu schließen, wol nicht höher schätzen mag, als Seymour, der Generalfiskal des Königs Wilhelm, die Virginier schätzte. In des Königs Abwesenheit hatte nämlich die Königin ihre Einwilligung gegeben, in Virginien eine Hochschule zu stiften, und deßhalb befohlen, eine Urkunde darüber auszufertigen und dieselbe mit 2000 Pfund Sterling zu begleiten. Seymour widersetzte sich dieser Bewilligung, indem er sagte, die Nation sei in einen kostspieligen Krieg verwickelt, das Geld sei zu bessern Zwecken erforderlich, und er sehe durchaus nicht ein, weßhalb Virginien eine Hochschule erhalten solle. Der Abgeordnete der Provinz stellte ihm darauf vor, daß man die Absicht habe, junge Leute zu guten Predigern heranzubilden, an denen es dort gar sehr fehle; Herr Seymour möge doch bedenken, daß die Virginier, so gut wie die Engländer, Seelen hätten, welche der Fürsorge bedürftig wären. — »Seelen!« — erwiederte er — »Hol' der Henker Eure Seelen; Ihr sollt Taback machen!« —

10. Ueber den Prediger Whitfield *).

Im Jahre 1739 kam Herr Whitfield aus Irland, wo er schon als wandernder Prediger sich einen Ruf erworben hatte, nach Philadelphia. Anfangs ward es ihm gestattet, in einigen der dortigen Kirchen zu predigen; doch bald mißfiel er den Geistlichen, und ward genöthigt, seine Reden auf offenem Felde zu halten. Hier versammelte sich nun eine unglaubliche Menge von Menschen aus allen Ständen und Sekten, um ihn zu hören, und es war höchst interessant, zu beobachten, welch einen außerordentlichen Einfluß seine Reden auf die Zuhörer hatten, und in welchem Grade er bewundert und geachtet war, obgleich er sie beständig schalt, und ihnen sagte, sie wären von Natur halb Thiere und halb Teufel. Sehr bald gelang es ihm, in den Sitten der Bewohner den auffallendsten Wechsel hervorzubringen. Anstatt der bisherigen Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit, sah man überall

*) Aus Franklin's Memoiren.

stets zunehmende Frömmigkeit, und fast in allen Häusern hörte man jeden Abend Psalme singen. Kaum war der Vorschlag laut geworden, ein großes Haus zu erbauen, um nicht immer dem Wechsel der Witterung ausgesetzt zu sein, als hinlängliche Beiträge von allen Seiten herzuströmten, um den Wunsch zur Ausführung zu bringen; und in kurzer Zeit war das Gebäude fertig. Es war aber ausdrücklich für den Gebrauch aller Prediger von allen Glaubenslehren bestimmt, so daß, wenn der Mufti aus Konstantinopel einen Missionär nach Philadelphia schicken sollte, um den Muhamedanismus zu predigen, auch dieser eine Kanzel zu seinem Dienste finden würde.

Whitfield hatte eine laute, helle Stimme, und artikulirte seine Worte so vollkommen, daß man ihn bei der tiefen Stille seines ungeheuern Auditoriums, in großer Ferne noch verstand. Ich habe selbst Versuche darüber angestellt, und glaube gewiß, daß über 30,000 Menschen ihn zu gleicher Zeit verstehen könnten, so daß ich die Möglichkeit einsah, wie in frühern Zeiten die Feldherren durch ihre Reden ganze Armeen begeistern konnten.

Wenn man ihn öfter hörte, konnte man bald seine neuen Predigten von denen unterscheiden, die er auf seinen Wanderungen schon mehrfach gehalten hatte. Die letztern sprach er so schön, mit so richtigem Accent und Ausdruck, und mit einer so trefflich angebrachten und vertheilten Modulation der Stimme, daß man, auch ohne alles Interesse für den Gegenstand, nicht umhin konnte, seinen Vorträgen mit inniger Freude zuzuhören. In dieser Hinsicht haben die wandernden Prediger offenbar einen Vorzug vor den festangestellten, indem diese nicht füglich dieselbe Rede oft wiederholen können. — Durch seine Schriften aber that Whitfield sich Schaden. An Gegnern fehlte es ihm begreiflicher Weise nicht, und diese säumten nicht, jedes übereilte Wort, jeden kleinen Irrthum aufzugreifen, um mit Heftigkeit, aber zugleich mit so wohlberechneten Scheingründen, gegen ihn die Stimme zu erheben, daß es ihnen wirkich gelang, die Zahl seiner Anhänger zu mindern. Hätte er sich auf mündliche Vorträge beschränkt, so konnte er in jedem Falle der Art sagen, man habe die Stellen aus dem Zusammenhange gerissen, sie entstellt, oder mißverstanden, er habe es so oder so ge-

meint ꝛc.; aber litera scripta manet, was einmal gedruckt war, konnte nicht mehr geleugnet, nicht mehr geändert werden. Er hätte daher besser gethan, gar nicht zu schreiben. Dann wäre jeder Tadel ohne Gewicht gewesen, während seine Anhänger unbeschränkte Freiheit behalten hätten, ihm jeden Vorzug beizumessen, von welchem sie in ihrer enthusiastischen Bewunderung nur wünschen mochten, daß er ihn wirklich besessen habe. Dann wäre sein Ruf vielleicht nach seinem Tode noch gewachsen, und er würde wahrscheinlich eine weit zahlreichere und bedeutendere Sekte hinterlassen haben.

---

11. Ueber die Sekte der Dunkers *).

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete sich in Nord-Amerika die merkwürdige Sekte der Dunkers, von welchen Franklin Folgendes erzählt.

---

*) Aus Franklin's Memoiren.

Einen der Begründer dieser Sekte, Namens Michael Weffare, habe ich persönlich gekannt. Einst beschwerte er sich bei mir, daß die Eiferer aus andern Kirchen ihn und seine Anhänger auf das Schrecklichste verläumdeten, und ihnen die abscheulichsten Grundsätze und Handlungen Schuld gäben, die ihnen völlig fremd seien. Ich sagte ihm, daß alle neue Sekten ein solches Schicksal erduldet hätten, und daß es, um dem Uebel Einhalt zu thun, vielleicht gut sein möchte, ihre Glaubens-Artikel öffentlich bekannt zu machen. Er erwiederte: »Das ist schon unter uns in Vorschlag gebracht, aber nicht genehmigt worden, und zwar aus folgender Ursache. Als wir uns zuerst in eine Gesellschaft vereinigten, gefiel es Gott, unsern Geist so weit zu erleuchten, daß wir zu der Einsicht kamen, wie mehrere, bis dahin für wahr gehaltene Lehrsätze nichts als Irrthümer, und wie andere, die wir für irrig hielten, in der That Wahrheiten seien. Von Zeit zu Zeit hat es ihm gefallen, uns mehr Licht zu gewähren, so daß unsere Grundsätze sich verbessert, unsere Irrthümer sich vermindert haben. Nun sind wir nicht sicher, ob wir schon an's Ziel dieses Fortschreitens, und bis zur Vollendung der

geistlichen oder theologischen Einsicht gelangt sind. Wir fürchten aber, daß wir, wenn unser Glaubensbekenntniß einmal gedruckt wäre, uns gleichsam gebunden und gefangen fühlen, und vielleicht den guten Willen zur fernern Verbesserung verlieren möchten, und mehr noch, daß es unsern Nachfolgern so ergehen könne, welche das, was ihre Vorfahren und Stifter gethan und beschlossen haben, leicht als etwas Heiliges und ewig Unabänderliches betrachten könnten.«

Diese Bescheidenheit in einer Sekte ist vielleicht ein ganz einziges Beispiel in der Geschichte der Menschheit, da jede andere Sekte sich überzeugt hält, daß sie selbst im Besitz der Wahrheit sei, und daß Alle, die von ihrer Lehre abweichen, in sofern im Irrthum seien; einem Manne gleich, der bei nebligem Wetter eine Reise macht: — die in einiger Entfernung auf der Straße vor ihm Wandernden sieht er in Nebel eingehüllt, so auch die welche hinter ihm gehen, oder auf dem Felde zu beiden Seiten sich befinden, während ihm in seiner Nähe Alles klar erscheint; — und doch ist er selbst, in der Wirklichkeit, nicht weniger vom Nebel umfangen, als irgend einer der Andern.

12. Ueber die Ketzer *).

— Grüßen Sie recht herzlich den ehrlichen Ketzer Priestley. Wenn ich ihn ehrlich nenne, so soll das keine besondere Auszeichnung sein, denn alle Ketzer, die ich gekannt habe, waren tugendhafte Menschen. Sie haben die Tugend der Seelenstärke, sonst würden sie nicht wagen, ihre Ketzereien einzugestehen; sie dürfen überhaupt gegen keine Tugend verstoßen, weil sie dadurch ihren vielen Gegnern entschiedenen Vortheil über sich einräumen würden; und sie haben nicht, gleich den orthodoxen Sündern, eine solche Anzahl von Freunden, die stets zu ihrer Enschuldigung oder Rechtfertigung bereit sind. Doch mißverstehen Sie mich nicht. Es ist nicht meines guten Freundes Ketzerei, der ich seine Ehrlichkeit zuschreibe; im Gegentheil, es ist seine Ehrlichkeit, die ihm den Charakter eines Ketzers gegeben hat.

*) Aus einem Schreiben vom Oktober 1788 an Herrn Vaughan.

13. Ueber den Verlust der Freunde.

a) An Miß Hubbard, bei Gelegenheit des Todes ihres Schwiegervaters und seines Bruders, John Franklin *).

Den 23. Februar 1756.

Wir haben einen sehr theuren und achtungswerthen Verwandten und Freund verloren. Allein, es ist Gottes Wille, daß wir diese sterblichen Körper verlassen sollen, wenn die Seele eingehet in das wahrhaftige Leben. Unser Dasein auf dieser Erde ist kaum Leben zu nennen, es ist vielmehr der Zustand eines Embryo, eine Vorbereitung zum Leben; der Mensch ist erst vollständig geboren, wenn er todt ist. Warum sollten wir denn klagen, wenn unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren, wenn in ihre glückselige Gesellschaft ein neues Mitglied aufgenommen ward?

Wir sind Geister! — Daß uns Körper verliehen sind, so lange sie uns zur Freude die-

*) Aus dem zweiten Bande der Memoiren.

nen und uns behülflich sein können, Kenntnisse zu erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes zu thun, das ist ein Akt der Güte und des Wohlwollens Gottes. Wenn sie nicht mehr tauglich sind, uns diese Dienste zu leisten, wenn anstatt der Freude, sie uns Schmerzen bringen, anstatt uns behülflich zu sein, uns zur Last fallen, und keinem der Zwecke mehr entsprechen, zu welchen sie uns gegeben wurden, so ist es dieselbe göttliche Güte, die für ein Mittel gesorgt hat, uns davon zu befreien. — Dies Mittel ist der Tod. Wir selbst entscheiden uns in gewissen Fällen für einen theilweisen Tod. Wenn ein verstümmeltes, unheilbares Glied uns heftige Schmerzen verursacht, schneiden wir es ab; wenn uns ein Zahn schmerzt, ziehen wir ihn freiwillig aus, um mit ihm die Schmerzen los zu werden. Und wer vom ganzen Körper getrennt ist, sieht sich mit einem Male von allen Schmerzen, und selbst von der Möglichkeit der Schmerzen befreit, welche dieser Körper ihm noch verursachen konnte.

Unser Freund und wir sind in der Fremde zu einem Freudenfeste geladen, das ewig dauern soll. Sein Wagen war zuerst fertig, und er ist vor uns abgereist. Mit Bequemlichkeit hätten

wir nicht alle mit einander reisen können, und warum sollten Sie und ich uns darüber grämen, da wir ihm bald folgen, und auch wissen, wo wir ihn finden werden!

b). An Mrs. Hewson, nach dem Tode ihrer Mutter *).

Den 27. Januar 1783.

Die durch Ihren letzten Brief erhaltene Nachricht von dem Hingange Ihrer Mutter, meiner theuersten Freundin, hat mich sehr ergriffen. Sie noch einmal in diesem Leben zu sehen, das war es vorzüglich, was mich zu dem Entschluß bewog, vor meiner Rückkehr nach Amerika, England wieder zu besuchen. Das verflossene Jahr raffte mir vier Freunde dahin; das jetzige hat damit begonnen, die übrigen abzufordern, und verwundet am schmerzlichsten.

So werden die Bande, die mich an jenes Land — und wahrlich an die Welt im Allgemeinen — fesselten, ein bei ein gelöst, und bald wird nichts mehr übrig sein, was mir's schwer machen könnte, zu folgen. — Wenn wir vor-

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

wärts blicken, scheinen fünf und zwanzig Jahre ein recht langer Zeitraum; — wie kurz aber, wenn wir zurücksehen! Können Sie sich's vorstellen, daß jetzt ein volles Viertel-Jahrhundert verflossen ist, seit wir zuerst uns kennen lernten? Es war 1757. — Den größten Theil dieser Zeit verlebte ich mit meiner jetzt entschlafenen, theuren Freundin in demselben Hause; dort haben auch wir beide uns oft gesehen und viel mit einander verkehrt. Es gereicht uns zu aller Ehre, daß in all dieser Zeit nie das geringste Mißverständniß zwischen uns obwaltete. Unsere Freundschaft war heller, klarer Sonnenschein; auch nicht die geringste Wolke trübte ihren Himmel. So lassen Sie mich schließen, indem ich Ihnen sage, was ich schon oft Gelegenheit hatte, meinen nachgebliebenen alten Freunden zu sagen: Je Wenigere wir werden, desto mehr wollen wir uns lieben.

c. An Miß Louisa Shipley, nach dem Tode ihres Vaters, des Bischofs von Asaph *).

Den 27. April 1789.

Vor wenigen Tagen erst erhielt ich den freund-

*) Aus Franklin's Privat-Korrespondenz.

lichen Brief meiner lieben jungen Freundin vom 24. December voriges Jahres. Vorher schon hatte ich aus den Zeitungen die traurige Nachricht erfahren, welche Sie mir melden. Der treffliche Mann hat uns also verlassen! — Das ist ein großer Verlust; nicht nur für seine Verwandten und Freunde, sondern für seine Nation und für die Welt; denn sein ununterbrochenes Streben war — Gutes zu thun, und er besaß Weisheit, um die Mittel dazu aufzufinden, und Talente, um diese Mittel wirksam zu machen.

Ihre Bemerkungen über die beständige Ruhe und Fassung, die seinen Tod begleiteten, zeugen von innigem Gefühl. Solche Beispiele scheinen zu beweisen, daß gute Menschen zuweilen schon im Sterben einen Vorgeschmack des seligen Zustandes empfinden, in welchen sie einzugehen im Begriff sind. Dem Lauf der Jahre nach — ich zähle bereits vier und achtzig — sollte ich lange vor ihm die Welt verlassen haben; doch ich denke ihm bald zu folgen. Sie mögen daher, meine liebe Freundin, diese Zeilen für die letzten, für meinen Abschiedsgruß nehmen ꝛc. —

d. An den Doktor Price, über denselben Todesfall.

Den 31. Mai 1789.

Mein sehr lieber Freund!

Vor Kurzem erhielt ich Ihren freundlichen Brief mit der Einlage von Miß Shipley. Der Tod des guten Bischofs hat mir sehr wehe gethan. Meine Freunde schwinden, einer nach dem andern, und Alter und Schwäche verhindern mich, neue zu machen. — So muß ich denn erwarten, immer elender zu werden, je länger ich noch lebe. So wie wir dem Schlusse des Lebens uns nahen, sorgt die Natur für immer neue Mittel, uns von demselben zu entwöhnen, und eines der mächtigsten dieser Mittel ist — der Verlust geliebter Freunde.

---

14. Ueber Nachruf und Unsterblichkeit*).

Ich muß Ihnen Recht geben, die Gicht ist schlimm, und der Stein noch schlimmmer; deß-

*) Aus einem Schreiben vom Mai 1785, an George Wheatley.

halb freue ich mich, nicht an beiden zugleich zu leiden, und stimme ein in Ihre Bitte: daß Sie leben mögen, bis Sie frei von beiden sterben. Aber der Verfasser der witzigen Grabschrift, die Sie mir sandten, ist wol ein wenig im Irrthum, wenn er sagt, »daß er nie einen Deut darum gegeben, was man von dem Sterblichen sagte oder sagen werde.« — Es ist so natürlich, zu wünschen, daß sowohl im Leben, als nach dem Tode, gut von uns gesprochen werde, daß ich der Meinung bin, auch er könne nicht ganz von diesem Verlangen ausgenommen gewesen sein, und daß er wenigstens für witzig gehalten zu werden wünschte, weil er sich sonst nicht die Mühe gegeben haben würde, eine so gute Grabschrift für sich zu schreiben. War es nicht seiner Bemühung eben so würdig, danach zu streben, daß die Welt sagen möge, er sei ein ehrlicher und guter Mann? — Besser gefällt mir der Schluß eines alten Gedichts, »des Alten Wunsch« genannt. Dieser Alte wünscht sich ein warmes Haus in einer Landstadt, ein bequemes Pferd, einige gute Bücher, geistreiche und muntere Gesellschaft, Sonntags einen Pudding mit starkem Bier und einer Flasche Burgunder 2c. 2c.;

und jeder Vers endet mit dem Wunsche: »möchte ich mit unbedingter Macht meine Neigungen beherrschen, und weiser und besser werden, so wie meine Kraft, ohne Gicht- oder Steinschmerzen, durch gelinde Abnahme schwächer wird.« Das Ganze aber schließt so: »Möchte ich mit unverzagtem Muth meinen letzten Tag kommen sehen, und möchten, wenn ich heimgegangen bin, die Besseren von mir sagen: Wenn auch des Morgens nüchtern, und des Abends berauscht, — er ist geschieden, und hat seines Gleichen nicht hinterlassen, — denn er beherrschte seine Neigungen rc.«

Aber was wollen unsere Wünsche sagen? Die Ereignisse kommen dennoch, wie sie eben kommen sollen. Ich habe dieses Wunschlied in meiner Jugend wol tausend Mal gesungen, und finde jetzt, in meinem achtzigsten Jahre, daß von allen drei Wünschen das Gegentheil mir geworden ist, indem ich an der Gicht und am Stein leide, und noch immer nicht Herr bin über alle meine Neigungen; so wie das stolze Mädchen in meiner Heimath, welches wünschte und beschloß, keinen Pfarrer, keinen Presbyterianer und keinen Irländer zu heirathen, und am Ende die Frau eines Irländischen, Presbyterianischen Pfar-

rers ward. — Sie sehen, ich habe einigen Grund, zu wünschen, daß ich in einem künftigen Dasein nicht nur eben so wohl mich befinden möge, als in diesem, sondern noch ein wenig besser. Und ich hoffe es, im Vertrauen auf Gott. In seinen Werken gewahre ich überall Maß und Weisheit, da er offenbar Arbeit und Stoff gespart hat; denn, durch die verschiedenen wunderbaren Einrichtungen der Fortpflanzung hat er für die fortdauernde Belebung der Erde mit Pflanzen und Thieren gesorgt, ohne sich die Mühe wiederholter neuer Schöpfungen zu machen, und durch die natürliche Zurückführung zusammengesetzter Wesen auf ihre ursprünglichen Elemente, hat er der Nothwendigkeit vorgebeugt, neue Stoffe zu schaffen. Wenn ich nun sehe, daß gar nichts vernichtet, und selbst kein Tropfen Wasser verschleudert wird, so kann ich auch nicht annehmen, daß Er die Seelen, daß Er Millionen erschaffener Geister, welche jetzt existiren, vergehen lassen, und sich die fortdauernde Mühe machen werde, neue zu schaffen. Da ich nun einmal in der Welt bin, so glaube ich, daß ich auch in irgend einer Art und Weise immer fortdauern werde, und bei allen Unbehaglichkeiten,

denen das menschliche Leben ausgesetzt ist, habe ich nichts einzuwenden gegen eine neue Auflage des meinigen, hoffe jedoch, daß einige Errata der ersten Auflage verbessert werden mögen.

15. Franklin's Glaubensbekenntniß *).

Sie wünschen etwas über meine Religion zu erfahren. Es ist das erste Mal, daß eine Frage der Art an mich gerichtet wird; allein ich kann Ihre Neugier nicht übel nehmen, und will sie, so gut es geht, in wenigen Worten befriedigen. Hier ist mein Bekenntniß: Ich glaube an Einen Gott, den Schöpfer des Weltalls; ich glaube, daß Er dieses Weltall durch seine Vorsehung regiert, daß Er angebetet werden soll, daß wir ihm keinen bessern Dienst erweisen können, als wenn wir seinen andern Kindern Gu-

*) Aus einem Schreiben vom März 1790, (wenige Wochen vor seinem Tode) an den Präsidenten Stiles.

tes thun. Ich glaube endlich, daß die Seele des Menschen unsterblich ist, und in Betreff des Erdenwandels in einem andern Leben ein gerechtes Urtheil zu erwarten hat. Diese Sätze halte ich für die Fundamental-Punkte aller gesunden Religion, und ich achte sie, in welcher Seele ich sie auch antreffen möge *).

Was Jesus von Nazareth betrifft, über welchen Sie meine Meinung insbesondere zu wissen wünschen, so halte ich das System der Moral und seine Religion, wie er sie uns hinterließ, für die besten, welche die Welt jemals sah, und wahrscheinlich sehen wird; ich fürchte aber, daß sie verschiedentlich zu ihrem Nachtheil verändert worden sind, und ich habe, mit den meisten der gegenwärtigen Dissenters in England, einigen Zweifel an seiner Göttlichkeit, obgleich das ein Punkt ist, über welchen ich nicht dogmatisire, weil ich ihn nie studirt habe, und es für unnöthig halte, mich jetzt noch damit zu

*) Obgleich dieses allgemeine Glaubensbekenntniß fast wörtlich übereinstimmt mit dem weiter oben (in Nro. 2. Tugend-Verein) mitgetheilten, so wird man es doch nicht als eine leere Wiederholung ansehen, wenn man bedenkt, daß dieses 59 Jahre später geschrieben ist, als jenes.

beschäftigen, da ich bald eine Gelegenheit erwarte, mit geringerer Mühe die Wahrheit zu erfahren. Doch kann der Glaube an seine Göttlichkeit, meiner Ansicht nach, nicht nachtheilig sein, wenn er die gute Wirkung hat (wie das vermuthlich der Fall ist), seinen Lehren mehr Achtung und Folgsamkeit zu verschaffen; besonders, da ich gewahre, daß der Höchste nicht unzufrieden darüber ist, indem er die Gläubigen, in seiner Regierung der Welt, nicht durch besondere Merkmale seines Mißfallens auszeichnet. — Was mich betrifft, so will ich nur noch hinzufügen, daß ich Gottes Güte erfahren habe, indem Er mich gnädig durch ein langes Leben führte, und daß ich nicht an der Fortdauer derselben im künftigen Leben zweifle, obgleich ich durchaus nicht einsehen kann, wie ich eine solche Güte verdiene. Die beifolgende Abschrift eines früheren Briefes wird Ihnen über meine religiöse Denkungsart noch einigen ferneren Aufschluß geben. Uebrigens habe ich Andere nie in ihren religiösen Ansichten und Empfindungen gestört, wenn sie mir auch noch so widersinnig erschienen. Alle hiesigen Sekten, und wir haben deren eine große Menge, haben meine Bereitwilligkeit erfahren, sie durch Beiträge zur

Erbauung ihrer verschiedenen Bethäuser zu unterstützen; und, wie ich nie ihre Lehren bestritten habe, so hoffe ich auch, in Frieden mit Allen von dieser Welt zu scheiden.

Abschrift an *****. Ohne Datum.

Ich habe Ihr Manuscript mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Durch die darin enthaltenen Beweisgründe gegen eine besondere Vorsehung (obgleich Sie eine allgemeine zugestehen) erschüttern Sie die Grundpfeiler aller Religion; denn ohne den Glauben an eine Vorsehung, welche die einzelnen Personen beachtet, bewacht, leitet und begünstigen kann, ist kein Grund vorhanden, eine Gottheit zu verehren, ihren Unwillen zu fürchten und ihren Schutz zu erflehen. Ich werde mich nicht auf die Bestreitung Ihrer Grundsätze einlassen, obgleich Sie das zu wünschen scheinen. Ich will Ihnen jetzt nur meine Ansicht darüber mittheilen. Obschon Ihre Schlußfolgen fein und scharf sind, und bei einigen Lesern vielleicht Eingang finden werden, so wird es Ihnen doch nicht gelingen, die allgemeinen Ansichten der Menschheit über diesen Gegenstand zu ändern, und die Publikation dieser Schrift

würde Ihnen selbst nur Haß und Unheil, und Andern keinen Vortheil bringen. Wer gegen den Wind spuckt, spuckt sich selber in's Gesicht. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, glauben Sie, daß dadurch etwas Gutes bewirkt werden würde? Sie selbst mögen es leicht finden, ohne den Beistand der Religion, ein tugendhaftes Leben zu führen; Sie haben eine klare Ansicht von den Vortheilen der Tugend und den Nachtheilen des Lasters, und besitzen eine Kraft des Willens, welche Sie in den Stand setzt, den gewöhnlichen Versuchungen zu widerstehen. Bedenken Sie aber, welch ein großer Theil der Menschheit aus schwachen und unwissenden Männern und Frauen besteht, und aus unerfahrenen, unbedachtsamen Jünglingen und Mädchen, welche der Beweggründe der Religion bedürfen, um durch sie vom Laster zurückgehalten, in der Tugend unterstützt, und in der Uebung derselben nicht müde zu werden, bis sie ihnen zur Gewohnheit wird, was für ihre Sicherheit die Hauptsache ist. Und vielleicht haben Sie selbst die Gewöhnung zur Tugend, worauf Sie jetzt mit Recht Werth legen, ursprünglich der Religion, das heißt, Ihrer religiösen Erziehung, zu danken. Sie könnten Ihre

ausgezeichneten Talente zur Erforschung wissenschaftlicher Gegenstände, leicht an weniger wagliche Materien entwickeln, und dadurch einen Rang unter unsern ersten Schriftstellern einnehmen. Denn bei uns ist es wahrlich nicht nothwendig (wie bei den Hottentotten), daß ein Jüngling, der in die Gesellschaft der Männer aufgenommen werden soll, zuvor seine Männlichkeit dadurch beweiset, daß er seine Mutter schlägt. Ich möchte Ihnen daher den Rath geben, den Tiger nicht zu entketten, sondern diese Schrift zu verbrennen, ehe sie noch einem Dritten zu Gesicht gekommen ist; dadurch werden Sie sich nicht nur viele Kränkungen von solchen Gegnern, deren Feindschaft Sie Ihrem eigenen Werke zuzuschreiben haben, sondern vielleicht auch eben so viel Reue ersparen. Wenn die Menschen so schlecht sind, mit Religion, was würden sie erst ohne sie sein? —

16. Ueber wahre Glückseligkeit *).

Das Verlangen nach Glückseligkeit im Allgemeinen ist unserer Natur so eingepflanzt, daß alle Menschen dieses eine Ziel im Auge haben, obgleich ihre Begriffe davon so verschieden sind, als die Wege, auf welchen sie dahin zu gelangen denken.

Uebel, als Uebel, kann nie ein Gegenstand unserer Wahl sein, und wenn wir auch durch diese dazu gelangen, so können wir es doch nur unter dem Schein eines eingebildeten Guts wünschen.

Manche Dinge, die wirklich wünschenswerth sind, können in der Ueberlegung als Uebel erscheinen, aber nur in Betreff ihrer Wirkungen und Folgen, nicht als gegenwärtige, von unmittelbarem Elend begleitete Uebel.

Die Vernunft stellt uns die Dinge dar, nicht nur, wie sie gegenwärtig, sondern auch, wie sie ihrer ganzen Natur und Tendenz nach,

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 20. Nov. 1731 (Franklin's 25stem Lebensjahr).

sind; die Leidenschaft aber sieht sie nur im Lichte der Gegenwart, und wenn diese uns beherrscht, beachten wir die Zukunft nicht.

Es ist unmöglich, zur völligen, innern Zufriedenheit zu gelangen, wenn wir uns nicht so betragen, daß die Uebereinstimmung und Ordnung unserer Fähigkeiten und der ursprüngliche Zustand unseres Gemüths erhalten werden. Alle wahre Glückseligkeit kann, so wie alle wahre Schönheit, nur aus Ordnung hervorgehen.

So lange Leidenschaft und Vernunft in uns mit einander streiten, müssen wir, nach dem Verhältniß der Heftigkeit des Kampfes, elend sein; und wenn der Sieg errungen und die Vernunft so weit überwältigt ist, daß sie uns nur selten mit ihren Vorwürfen plagt, so ist die erkämpfte Glückseligkeit nicht die unserer vernünftigen Natur, sondern nur die Glückseligkeit der untergeordneten sinnlichen Hälfte unseres Wesens, mithin in Verhältniß zu der, welcher unsere bessere Natur fähig ist, eine sehr niedrige und unvollkommene Glückseligkeit.

Wenn wir über irgend eine unserer Leidenschaften und Neigungen, abgesehen von der Tugend, nachdenken, so wird uns bald einleuchten,

daß sie mit der wahren, dauernden Glückseligkeit in gar keiner Verbindung steht. Zum Beispiel: Neid; — es gehört zum eigentlichen Wesen dieser Leidenschaft, unzufrieden und beunruhigt zu sein; Stolz, — bei fast jeder Gelegenheit fühlt dieser sich gereizt und gekränkt; Habsucht, — Sorge und Angst sind ihre beständigen Gefährten; Ehrgeiz, — oft wird ihm das Unglück des Verdrusses, nie das Glück der Befriedigung, denn durch diese wächst eben seine Begierde immer mehr, und was ihm für den Augenblick behagt, dient sofort nur zur Steigerung seines unersättlichen Verlangens.

Die Leidenschaften können nie die angemessene Uebereinstimmung und Ruhe der Seelenkräfte begründen, weil sie zu sehr mit irdischen Gegenständen beschäftigt sind. Nur Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, Ergebung in den Willen der Vorsehung, und wohlbegründete Erwartung einer bessern Zukunft, können uns zum Genuß der wahren Selbstzufriedenheit führen. Tugend ist der beste Schild gegen die vielen unvermeidlichen Uebel, denen wir ausgesetzt sind; sie ist das beste Mittel, die Last der Leiden weniger drückend zu machen, und giebt uns

den wahren Geschmack an den Segnungen des menschlichen Lebens.

Die Glückseligkeit entspringt unmittelbar aus dem Innern. Was außer uns ist, steht in gar keiner Verbindung mit derselben, als insofern die Erhaltung unseres Lebens und unserer Gesundheit davon abhängt. Gesundheit des Leibes ist zwar ein nothwendiges Erforderniß zur Glückseligkeit, aber keineswegs an und für sich hinreichend, uns glückselig zu machen; sie ist nur als ein Mittel zu betrachten, als ein Umstand, ohne welchen wir nicht zum reinen, ungeschwächten Genuß der Glückseligkeit gelangen können. Tugend ist die beste Erhalterin der Gesundheit, indem sie uns vorschreibt, mäßig zu sein, und unsere Leidenschaften im Zaum zu halten, wodurch das Wohlbefinden unseres thierischen Organismus am meisten befördert wird; so daß sie das beste Mittel ist zur wahren Zufriedenheit der Seele, und zugleich zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes.

Wenn unsere Wünsche auf die Dinge dieser Welt gerichtet sind, so können sie nie befriedigt werden; geht aber unser Hauptaugenmerk auf die der künftigen Welt, so gewährt die Er

wartung derselben eine unendlich höhere Befriedigung, als der Genuß der Gegenstände dieser Welt.

Wir können daher nur bei einem tugendhaften, zur Selbstzufriedenheit führenden Betragen zur Glückseligkeit gelangen; wenn unsere Handlungen nicht das Merkmal der besonnenen Beurtheilung und Ueberlegung an sich tragen, sind sie nicht die Handlungen, und führen sie auch nicht zur Glückseligkeit, eines vernünftigen Wesens.

---

17. Gespräche über Tugend und Freude.

Erstes Gespräch *).

Philokles. Mein lieber Horatio! Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen; aber sage mir, wie kann deines Gleichen so allein gehen, und

---

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 23. Juni 1730. Dieses Gespräch, so wie alle aus demselben Blatte genommenen Aufsätze, sind zum ersten Male in der von Temple Franklin besorgten Ausgabe der sämmtlichen Schriften B. Franklin's, London 1818 und 19, wieder abgedruckt worden.

noch dazu in Nachdenken vertieft? Welches Unglück hat dich aus deinen Vergnügungen herausgerissen, und heißt dich Trost suchen in der Philosophie.

Horatio. Du hast's getroffen, lieber Philokles. Wir Freudenjäger sind nie ohne Unglück; und doch ist das Wild so bezaubernd, daß wir von der Jagd nicht lassen können. Wie ruhig und ungestört ist dein Leben; wie frei von Verlegenheiten der Gegenwart und Sorgen der Zukunft! Ich weiß, du liebst mich, und siehst mit Theilnahme meinem Lebenswandel zu. Zeige mir den Pfad zu jenem beständigen, unveränderlichen Heil, das du mir oft so schön geschildert hast, und dessen Besitz du dir selbst so völlig gesichert zu haben scheinst.

Ph. Es giebt wenige Menschen, Horatio, die mir werther sind, als du; denn bei allen deinen Schwächen und deinem peinlichen Streben nach Freude, habe ich doch stets dein ehrliches Herz bemerkt, und dein der Tugend innig zugewandtes Gemüth. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich dir behülflich sein könnte, mit Beharrlichkeit die Rolle eines vernünftigen Wesens zu spielen, denn ich muß dir sagen, so

parador dir das auch klingen mag, ich liebe dich mehr, als du dich selber liebst.

H. Parador genug! — mehr, als ich mich selber liebe? Ich liebe mein theures Selbst so sehr, daß mir alles Uebrige nur in Bezug auf mich einen Werth hat.

Ph. Nur der, welcher sich auf die rechte Weise und mit Verstand liebt, kann sagen, daß er sich wahrhaft liebe.

H. Wie ist das zu verstehen, Philokles? Ihr Vernunft- und Tugendmänner habt's immer mit Geheimnissen zu thun, obgleich ihr darüber lacht, wenn die Kirche sich damit befaßt. Ich denke, daß der sich wahrhaft liebt, und auch verständig, wie du es nennst, der sich Alles erlaubt, was ihm beliebt.

Ph. So? Auch wenn er das theure Selbst, das er so innig liebt, dadurch zerstört und vernichtet? Nein, der Mensch nur liebt sich wahrhaft, der sich, während seines ganzen Daseins, das größtmögliche Gut zu verschaffen sucht, und der Freude nur auf solche Weise nachstrebt, daß er nicht mehr dafür giebt, als sie werth ist.

H. Das hängt Alles von der Ansicht ab. Wer soll beurtheilen, wie viel die Freude werth

ist? Gesetzt, die schöne Gestalt eines Mädchens nähme mich so ein, daß ich nichts mehr genießen könnte, ohne den Genuß dieses einen Gegenstandes; oder die Freude überhaupt wäre mir eine so reizende Geliebte, daß ich sie, gut oder übel, unbekümmert um Alles, was daraus entstehen oder danach erfolgen möge, mir zu eigen nehmen wollte, wie andere Männer ihre Frauen nehmen; — warum sollte ich das nicht thun?

Ph. Denke dir einmal, Horatio, daß ein guter Freund von dir in seinem zwei und zwanzigsten Jahre hinausginge in die Welt, mit einem gesunden, kräftigen Körper und einem hübschen Vermögen von zwei bis drei Tausend Thalern jährlicher Renten, und, noch vor seinem dreißigsten Jahre hätte er nicht nur sein ganzes Vermögen durchgebracht, sondern auch seinen Körper dergestalt ruinirt, daß ihm weder Mittel noch Fähigkeit zum Gennsse mehr übrig geblieben wäre, und das Alles nur, weil er, wie du, im steten Taumel der Freude nicht die Folgen bedachte; — was würdest du zu dem Betragen dieses unglücklichen Menschen sagen? Ist das nur der Ansicht und Vorstellung nach Unrecht, oder ist wirklich ein Recht und Unrecht in die-

sem Falle vorhanden? Ist nicht eine Ansicht des Lebens und der Handlungsweise besser, als eine andere? Ist nicht eine Art des Betragens einer andern vorzuziehen, oder ist dieser elende Sohn der Freude in deinen Augen ein eben so vernünftiges und liebenswerthes Wesen, als ein Mann, welcher seine natürlichen Neigungen auf eine verständige Art befriedigte, und dadurch, bis in's hohe Alter, seinen Körper gesund, sein Vermögen ungeschmälert erhielt, und dann mit dankbarem Herzen für alles Gute, das ihm zu Theil ward, und mit völliger Ergebung in den Willen Dessen, der ihn zuerst in's Dasein rief, sterben konnte? Sage mir, Horatio, kann man diese beiden Männer gleich weise und glücklich nennen? Kann man jede Sache bloß nach seiner Meinung und Vorstellung messen, ohne zu überlegen, ob diese Meinung oder diese Vorstellung die richtige sei?

H. Nein, das kann man wol nicht. Aber der weise und gute Schöpfer der Natur konnte uns doch unmöglich erschaffen, damit wir uns quälen sollen, uns nimmermehr Leidenschaften geben, damit wir sie unterdrücken und bezwingen, und unser Selbst nicht hervorbringen, nur damit

wir es verleugnen sollen; das hieße ja die Werke des großen Schöpfers selbst verleugnen. Die Selbstverleugnung — und die meinst du ja wol, wenn du von Verständigsein sprichst — scheint mir daher nicht nur widersinnig, sondern auch der Weisheit und Güte des Höchsten unwürdig, weil ihr die Voraussetzung zum Grunde liegt, daß dieser ein so lächerliches, sich selbst widersprechendes Wesen erschaffen habe, welches stets mit sich im Kampfe liegen muß, um Ruhe zu erringen, und sich freiwilligen Leiden unterziehen muß, um glücklich zu sein. Sind wir krank erschaffen, nur damit uns befohlen werden könne, gesund zu werden? Sind wir unter dem Gesetze unserer Leidenschaften geboren, und doch an ein anderes, an das Gesetz der Vernunft, gebunden? Beantworte mir das, Philokles, denn die Ehre der Natur, der Mutter von uns Allen, liegt mir sehr am Herzen.

Ph. Ich sehe, lieber Freund, daß die beiden von mir zusammengestellten Charaktere dich erschreckt haben; deßhalb weigerst du dich, mit der Vernunft zu prüfen, was gut ist, und ziehst es vor, einen kecken Angriff auf die Vorsehung zu machen. Das ist der Ausweg, den ihr Mo-

deherren gewöhnlich ergreift. Wenn ihr, durch eure, den ewigen Gesetzen der Vernunft Trotz bietende Lebensweise, euch in tausend Schwierigkeiten gestürzt habt, strebt ihr euch frei zu machen, indem ihr die Last der Natur aufbürdet. Du bist wirklich in einer recht erbärmlichen Lage, Horatio; denn du sagst selbst, daß du nicht glücklich sein kannst, wenn du deine Leidenschaften beherrschen sollst, und dich doch bei ungezügelter Befriedigung derselben elend fühlst; dein Loos ist also Uebel, unheilbares Uebel, welchen Weg du auch einschlägst.

H. Sehr wahr, — wenigstens scheint mir's so. Aber, ich bitte dich, was kannst du zur Ehrenrettung der Natur oder der Vorsehung anführen? Wahrlich, sie dauert mich, die arme Dame; — wie willst du sie retten?

Ph. Darauf, lieber Horatio, habe ich Folgendes zu erwiedern. Das, was du so bitter tadelst, und als das schrecklichste Uebel in der Welt verschreiest, die Selbstverleugnung, ist in der That das größte Gut und führt zur höchsten Selbstzufriedenheit. Zwar, wenn du das Wort in dem Sinne einiger schwachen Moralisten und noch schwächern Geistlichen gebrauchst, so hast

du alle Ursache, darüber zu lachen; wenn du es aber im Sinne der Philosophen und der verständigen Männer nimmst, so wirst du bald die Vorzüge dieser Tugend einsehen, und dich, unerachtet ihrer niedergeschlagenen Blicke, ihr in die Arme werfen, weil sie selbst zur Erlangung deines dir so theuren, einzigen Guts, der Freude, durchaus unentbehrlich ist. Denn die Selbstverleugnung ist nur in sofern eine vernünftige Handlung und eine Pflicht, als sie ein natürliches Mittel ist, uns mehr Freude zu verschaffen, als wir ohne sie zu empfinden im Stande sind; so daß diese ernste, einer Heiligen ähnliche Führerin zur Glückseligkeit, wie streng und furchtbar sie auch den Meisten erscheinen möge, in Wahrheit das freundlichste, schönste und liebenswürdigste Wesen ist, das man sich nur denken kann.

H. Bester Philokles, hülle deine Gedanken nicht so in Metaphern und Allegorien ein; — warum quälst du mich so? Ich sehne mich, zu erfahren, was diese philosophische Selbstverleugnung ist, und worin das Nothwendige und Vernünftige derselben besteht. Ich brenne schon vor Ungeduld und Neugier; erkläre mir denn, in deiner natürlichen, leichtfaßlichen Art und

Weise, was ich mir zu denken habe bei deiner ernsten Schönen, mit dem zurückweisenden, niedergeschlagenen Blicke, die aber dennoch für meine Freuden unentbehrlich sein soll. Ich harre ihrer mit offenen Armen, denn du weißt, der Freude mache ich den Hof, in welcher Gestalt sie mir auch erscheine.

Ph. So gieb denn Acht; ich will dir das Wesen dieser philosophischen Selbstverleugnung erklären. Unbeschränkte Vollkommenheit kann keinem Geschöpfe zu Theil werden, weil alles Erschaffene aus einem höhern Wesen entsprungen, und durch diese Quelle seines eigenen Daseins bedingt ist; kein erschaffenes Wesen kann allweise, allgütig und allmächtig sein, weil seine Kräfte und Fähigkeiten begränzt und beschränkt sind; folglich muß alles Erschaffene, seiner Natur nach, dem Irrthum, der Unregelmäßigkeit, der Uebertreibung und der Fehlerhaftigkeit unterworfen sein. Alle mit Verstand und Vernunft begabten Wesen bemerken in sich das Vermögen, zu beurtheilen, was für eine Art von Wesen sie sind, welche Handlungen zu ihrer Erhaltung dienlich sind, und welche Folgen sie gewöhnlich nach sich ziehen, welche Freuden ihnen zu Gebote stehen,

und in welchem Grade ihre Naturen derselben fähig sind. Alles, was wir zu thun haben, ist also: sobald ein neuer Gegenstand uns überrascht, und das leidenschaftliche Verlangen des Genusses in uns erregt, zu überlegen, ob die Befriedigung dieses Verlangens mit der Befriedigung anderer Leidenschaften und Neigungen bestehen könne, die in demselben, oder in noch höherem Grade nothwendig für uns sind; und ob diese Befriedigung nicht etwa am folgenden Tage, in der nächsten Woche, oder im kommenden Jahre, unsere Glückseligkeit stören würde. Denn da wir Alle noch länger zu leben wünschen, so nöthigt uns die Vernunft, nicht weniger für unsere künftige, als für unsere gegenwärtige Glückseligkeit zu sorgen, und nicht die eine auf den Ruinen der andern zu gründen. Wenn wir aber, verleitet durch die Macht und Gewalt einer gegenwärtigen Leidenschaft, die Beachtung der Folgen versäumt, und deßhalb gefehlt und die Grenzen überschritten haben, welche Natur oder Vernunft uns setzten, dann müssen wir, um unseres eignen Wohls willen, uns zügeln, und, der künftigen und dauernden Freude wegen, uns eine gegenwärtige und augenblickliche Freude versagen. Und dieses Ver=

sagen, diese Selbstbeherrschung nennen wir Selbstverleugnung, welche eben nur darin besteht, daß wir gegen den eigenen Wunsch, gegen das stärkste Verlangen unseres eigenen Gefühls, also gegen uns selbst, eine Handlung unterlassen, weil sie sich mit der Erhaltung der Gesundheit, mit den Vermögensumständen, oder andern wichtigen Verhältnissen nicht verträgt, oder, mit andern Worten, weil sie mehr kosten würde, als sie werth ist. Selbst du, als ein Mann der Freude, würdest dabei verlieren. Du siehst also, daß die Selbstverleugnung, in diesem Sinne, nicht nur das vernünftigste, sondern auch das erfreulichste Ding von der Welt ist.

H. Wir sind am Stadtthore — so müssen wir wohl abbrechen, und das Gespräch ein andermal fortsetzen. Ich muß gestehen, daß du Manches für Natur, Vorsehung und Vernunft gesagt hast. Glücklich, wer solchen göttlichen Führern folgen kann.

Ph. Gute Nacht, Horatio; sei weise in deinen Freuden.

H. Philokles, ich wollte, ich könnte so weise in meinen Freuden sein, als du freudig in deiner Weisheit bist. Deine Weisheit ist ange-

nehm, deine Tugend ist liebenswürdig, und deine Philosophie ist die höchste Wollust. Adieu, du bezaubernder Schwätzer!

Zweites Gespräch *).

Philokles. Guten Tag, Horatio! Wo hast du denn gesteckt? Ich habe dich ja in einigen Monaten nicht gesehen. Was für neue Abenteuer hast du bestanden, seit ich dich zuletzt in dieser lieblichen, bezaubernd schönen Gegend sah, und mich wunderte, wie so ein Freudenjäger, als du bist, es ertragen könne, allein zu sein?

Horatio. O Philokles, du bist der beste Freund, weil du der Freund der Vernunft und Tugend bist. Ich freue mich sehr, dich zu sehen. Erinnerst du dich nicht, wie ich dir damals erzählte, daß einige Unglücksfälle in meinen Freuden mich bewogen hätten, Trost in der Philosophie zu suchen? Aber jetzt, das versichere ich dir, kann ich, ohne Seufzer, andere Freuden denen der Philosophie aufopfern, und kann die Vernunft nennen und die Tugend preisen hören.

---

*) Aus der Pensylvanischen Zeitung, vom 9. Juli 1730.

ohne zu lachen. Meinst du nicht, daß ich in einer günstigen Stimmung bin, mich zu bekehren?

Ph. Sehr günstig, allerdings; denn ich erinnere mich noch der Zeit, da Vernunft, Tugend und Freude dir eins und dasselbe war, da du nichts für gut hieltest, als was dir gefiel, und nichts für vernünftig, als wodurch du gewinnen konntest; da du über das Geistige und über die Freude des Nachdenkens spottetest, und deine einzige Glückseligkeit, gleich dem Rest der thierischen Geschöpfe, recht vornehm in die Befriedigung der Sinne setztest.

H. Ich kann's nicht leugnen; aber bei unserm letzten Zusammentreffen, hier auf diesem schönen Hügel mit seiner entzückenden Umgebung, hast du mich eines Andern belehrt; du zeigtest mir, daß die Selbstverleugnung, die ich über Alles verabscheute, in der That das größte Gut und die höchste Selbstbefriedigung, und daß sie selbst zur Förderung meines theuren, einzigen Guts, der Freude, durchaus nothwendig sei. — Wenn ich dies und die verschiedenen Anwendungen und Bemerkungen, die du dabei machtest, recht verstanden habe, so ist die Selbstverleugnung ihrem Wesen nach nichts anderes, als

Selbsterkenntniß und Selbstanerkennung. Aber jetzt, mein Freund, sollst du mir noch eine andre Aufgabe lösen und mir den Weg zeigen, der zu jenem dauernden, unveränderlichen Heil führt, dessen ich auch damals erwähnte, und das du selbst zu besitzen scheinst. Ist dieses Heil wirklich mehr, als eine bloße Chimäre? Kann irgend Etwas beständig sein in einer Welt, die ewig im Wechsel begriffen ist, die nur durch einen fortwährenden Uebergang eines Gegenstandes in einen andern, und eines Zustandes in einen andern zu existiren scheint, und wo Alles, außer uns und in uns, in unaufhörlicher Bewegung ist? Was kann dein beständiges, dauerndes Heil denn sein? Ich bitte dich, stille den Durst meiner Seele; ich glühe vor Ungeduld. Zeige mir die ewig blühende Göttin mit nimmer welkenden Reizen, und du wirst sehen, daß ich mich mit demselben Eifer und Entzücken ihrem Dienste weihen will, als du.

Ph. Du scheinst in enthusiastischer Hitze zu sein, Horatio; ich will lieber warten, bis du hinlänglich abgekühlt bist, um die nüchterne, leidenschaftslose Sprache der Vernunft zu vernehmen.

H. Du mißverstehst mich, lieber Philokles; mein Gefühl ist nicht so warm, daß es mit der Vernunft davon liefe, es ist nur gerade genug aufgeregt, um meine Geisteskraft zu erschließen, und sie fähig zu machen, jene ewigen Wahrheiten und jenes dauernde Heil zu fassen, dessen du dich so triumphirend rühmst. Fange nur an; ich bin vorbereitet.

Ph. Nun gut. Ich glaube, Horatio, trotz all deiner Zweifelsucht, wirst du doch einräumen, daß ein Gut beständig ist, wenn es dich nie verläßt, und dauernd, wenn es nur mit deinem eigenen Dasein aufhört?

H. Ja, nur weiter.

Ph. Das wahre Heil eines Geschöpfes kann nie ein Gegenstand sein, bei dessen Anwesenheit das Geschöpf unglücklich sein kann und bei dessen Abwesenheit es sicher elend sein muß.

H. Ich denke, nein; aber erkläre mir doch lieber den Sinn dieser Worte, denn diese abstrakte Art des Raisonnements ist mir ungewohnt.

Ph. Ich spreche von allen Freuden der Sinne. Das Heil des Menschen kann nie in bloß sinnlichen Genüssen bestehen, denn, wenn

irgend einer der Gegenstände, die du sinnlich begehrst, abwesend, oder nicht zu bekommen ist, so bist du gewiß unglücklich, und wenn der Gegenstand da, die Fähigkeit zum Genusse aber geschwächt ist, so kannst du ihn dennoch nicht genießen; so daß der sinnliche Genuß durch tausenderlei Dinge, in und außer dir, bedingt ist, welche alle nicht in deiner Macht sind. Kann darin das Heil des Menschen bestehen? Sage selbst, Horatio, ist das nicht ein schwankendes, flüchtiges und launisches Heil? Kann dasjenige, bei einiger Genauigkeit der Sprache, das Heil des Menschen genannt werden, in dessen Besitz er noch elend sein kann, und bei dessen Entbehrung er nothwendig elend sein muß? Kann das unser Heil sein, dessen Erwerbung uns viele Mühe und Sorge macht, dessen Besitz aber zum Ueberdruß führt, so daß wir erst die Wiederkehr des Appetits abwarten müssen, bevor wir es wieder genießen können? Oder ist das unser wahres Heil, was wir ohne Schwierigkeit erlangen können, was durch den Besitz an Werth gewinnt, was nie zur Uebersättigung und Täuschung führt, und was eben durch den fortgesetzten Genuß immer genießbarer für uns wird?

H. Das letzte, ohne Zweifel; aber warum quälst du mich so? warum zeigst du mir nicht gleich das Heil selbst?

Ph. Ich habe dir gezeigt, was es nicht ist; es ist kein sinnliches, sondern ein vernünftiges und moralisches Gut; es ist die wahre Wohlthätigkeit, die darin besteht, daß wir durch Handlungen der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Großmuth und des Wohlwollens, Andern so viel Gutes thun, als wir können; das ist jenes beständige, dauernde Heil, welches uns eine immer gleiche Zufriedenheit und Genugthuung gewährt, ohne Wechsel und ohne Abnahme. Ich will mich auf deine eigene Erfahrung berufen, Horatio. Ist es dir jemals überdrüssig geworden, das Elend Anderer zu erleichtern, oder die von Kummer Gebeugten wieder aufzurichten zu neuer Lebenslust? Oder hast du nicht vielmehr gefunden, daß die öftere Wiederholung solcher Handlungen deine Freudigkeit nur erhöhte, und daß diese in der Erinnerung noch größer war, als bei der Handlung selbst? Giebt es eine Freude auf Erden, die zu vergleichen wäre mit derjenigen, welche aus dem Gefühle entspringt, Andere glücklich gemacht zu haben? Kann diese Freude dich je verlassen oder

jemals aufhören, so lange du existirst? Begleitet sie dich nicht fortwährend; legt sie sich nicht mit dir schlafen; steht sie nicht mit dir wieder auf; lebt sie nicht, so lange du selber lebst; wird sie dir nicht Trost gewähren in der Todesstunde; dir nicht treu bleiben, wenn alles Andere dich verlassen will, oder wenn du von allem Andern dich trennen mußt?

H. Wie glühend du schilderst, Philokles! Mir ist, als wäre ich in Gesellschaft der Begeisterten; ich theile dein Gefühl und bin, wie durch Zauber, überzeugt; aber ich weiß nicht warum. Etwas Stärkeres als die Vernunft hat mich überwunden. Aber ich bitte dich, erkläre mir, warum dieses vernünftige oder moralische Heil das bloß natürliche oder sinnliche so unendlich übersteigt.

Ph. Mich dünkt, Horatio, ich hätte dir den Unterschied schon genau und deutlich angegeben. Die Freuden der Sinnlichkeit dauern nicht länger, als die Handlungen selbst, bei welchen wir sie empfinden; aber diese überirdische, moralische Freude dauert fort, wenn die Handlung vorüber ist, und steigt und wächst noch in der Erinnerung; jene ist unbeständig, unbefriedigend, von kurzer Dauer und von nicht zu berechnendem

Ungemach begleitet; diese ist beständig, völlig befriedigend, dauerhaft, und rein und frei von allem Ungemach, sowohl in der Gegenwart, als in den Folgen. Wenn du aber tiefer forschest nach der Ursache dieses Unterschiedes, und den Grund einzusehen wünschest, warum die moralischen Freuden größer sind, als die sinnlichen, so wirst du finden, daß es dem Wesen aller Geschöpfe auf dieselbe Weise eigen ist, daß ihre Glückseligkeit oder ihr höchstes Gut darin besteht, ihrer höchsten Fähigkeit gemäß zu handeln, oder durch ihre Handlungsweise den Forderungen derjenigen Fähigkeit zu entsprechen, welche die besondere Art dieses einen Geschöpfes von allen anderen Geschöpfen unterscheidet. Die höchste Fähigkeit des Menschen ist seine Vernunft; mithin besteht sein höchstes Gut, oder das, was mit Recht sein Heil genannt werden kann, in einer Handlungsweise, welche den Forderungen der Vernunft entspricht, deren natürliche Tendenz dahin geht, ihn zur wahren, reinen Glückseligkeit zu führen; und diese Handlungsweise nennen wir vorzugsweise die moralisch gute.

H. Du sprichst sehr klar und verständlich, Philokles; aber damit nichts Dunkles in mei-

nem Innern mich störe, so sage mir noch, was der eigentliche Unterschied ist zwischen natürlich gut und übel, und moralisch gut und übel, denn diese Ausdrücke höre ich oft gedankenlos gebrauchen und vermengen.

Ph. Das mag wohl sein. Der Unterschied liegt nur darin: das natürlich Gute ist Freude, das natürliche Uebel ist Schmerz; — das moralisch Gute und das moralische Uebel sind gleichfalls Freude und Schmerz, aber in so fern sie wissentlich und absichtlich hervorgebracht werden; denn nur die Absicht ist es, was den Handelnden moralisch gut oder schlecht macht.

H. Aber kann nicht ein Mensch mit der besten Absicht eine schlechte Handlung begehen?

Ph. Ja, aber dann irrt er in seinem Urtheil; wenn sein Irrthum unvermeidlich, oder von der Art ist, daß er, Alles erwogen, demselben nicht abhelfen konnte, so ist er unschuldig; wenn hingegen sein Irrthum dadurch entstand, daß er, bei der Bildung seines Urtheils über die Natur der menschlichen Handlungen, nachlässig und sorglos war, so ist er unmoralisch und schuldig.

H. Daraus folgt also, daß wir, um mit uns selbst zufrieden zu sein, und gegen Andere

moralisch gut zu handeln, sehr sorgsam und gewissenhaft in Betreff unserer Meinungen und Urtheile sein müssen.

Ph. Nichts kann wichtiger sein; denn da die Glückseligkeit, oder das wahre Heil des Menschen darin besteht, daß er richtig handele, und das richtige Handeln nur aus der richtigen Ansicht und Beurtheilung hervorgehen kann, so sollten wir vor allem Anderen dahin streben, unsere eigenen Ansichten der Dinge mit der Natur der Dinge in Einklang zu bringen. Richtig Denken ist die Grundlage aller Tugend und Glückseligkeit. Wer einsieht, daß eine Handlung recht ist, weil ihre natürliche Tendenz zum Guten führt, und dieser Tendenz wegen die Handlung begeht, der allein ist ein moralischer Mensch; und der allein ist jenes beständigen, dauernden und unveränderlichen Heils fähig, welches der Gegenstand unseres Gesprächs war.

H. Du lieber, weiser Führer, wie soll ich dahin gelangen, zu erkennen und mit Sicherheit zu entscheiden, was recht und unrecht im Leben ist?

Ph. So leicht, als du einen Kreis von einem Viereck, oder Licht von Dunkel unterscheidest. Schlage nur das Buch der Natur auf; erforsche

deine eigene Natur und das Verhältniß, in welchem andere Menschen zu dir stehen, und du zu ihnen, dann wirst du bald gewahren, was zur menschlichen Glückseligkeit führt und was mithin recht ist.

H. Du bist mein guter Genius, Philokles; du hast mir gezeigt, was gut ist; du hast mich aus der Knechtschaft und dem Elend der Thorheit und des Lasters erlös't, und mich zu einem freien, glücklichen Wesen gemacht.

Ph. Dann bin ich der glücklichste Mensch in der Welt; sei nur standhaft, Horatio; lasse dich nie verleiten, die Vernunft und die Tugend zu verlassen.

H. Lieber wollte ich mein Leben verlieren. Gute Nacht, Philokles.

Ph. Adieu, lieber Horatio.

18. Die moralische Rechenkunst.

Ein Mittel, in zweifelhaften Fällen zu einer Entscheidung zu gelangen *).

Sie verlangen, in einer für Sie äußerst wichtigen Angelegenheit, meinen Rath. Es fehlt mir an hinlänglicher Einsicht in die Sache selbst und in die Umstände, um Ihnen sagen zu können, wozu Sie sich entscheiden sollen; aber, wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen zeigen, wie Sie zur Entscheidung kommen können. Wenn solche schwierige Fälle für uns eintreten, so pflegt die Schwierigkeit hauptsächlich darin zu bestehen, daß, während wir darüber nachdenken, nicht alle Gründe für und wider zu gleicher Zeit unserm Geiste gegenwärtig sind, daß vielmehr einmal einige dieser Gründe von ähnlicher Beschaffenheit uns vor die Seele treten, ein andermal andere, während wir jene wieder vergessen haben. Daraus entstehen denn die verschiedenen Vorsätze und Neigungen, die wechselsweise in uns vorherrschen, und jene Ungewißheit, die uns quält. Um mich aus einer

*) Aus einem Schreiben vom September 1772, an Dr. Priestley.

solchen Verlegenheit zu ziehen, pflege ich ein Blatt Papier durch einen Strich in zwei Kolumnen zu theilen, und über die eine für, über die andere wider zu schreiben. Dieses Blatt führe ich einige Tage beständig bei mir, um die verschiedenen Gründe für oder wider die Sache, die mir zu verschiedenen Zeiten aufstoßen, sogleich in die verschiedenen Kolumnen eintragen zu können. Nachdem ich sie auf diese Weise alle zusammengestellt habe, gehe ich sie nach einander durch und erwäge den Werth eines jeden Grundes. Sobald ich auf jeder Seite einen finde, der dem gegenüberstehenden an Werth gleich kommt, streiche ich beide aus; finde ich einen Grund für, der so viel werth ist, als zwei andere wider, so streiche ich alle drei; finde ich zwei Gründe wider, deren Werth mir eben so groß erscheint, als der von drei andern Gründen für, so streiche ich die fünf; und so fort, bis ich am Ende finde, auf welcher Seite die meisten und wichtigsten Gründe stehen bleiben. Wenn mir dann, noch ein paar Tage später, kein neuer Grund für oder wider von Wichtigkeit eingefallen ist, so fasse ich meinen Entschluß nach dem Resultat der Rechnung. Wenn auch der Werth der Gründe nicht

mit mathematischer Genauigkeit gewogen werden kann, so glaube ich doch besser urtheilen zu können und weniger der Gefahr ausgesetzt zu sein, mich zu übereilen, wenn ich auf solche Art jeden einzelnen Grund für sich und in Verhältniß zu den anderen geprüft habe, und nun das Ganze mit einem Blick überschauen kann, und ich habe wirklich diese Art von Gleichung, die man die moralische oder Klugheits-Algebra nennen könnte, sehr nützlich gefunden.

Ich wünsche aufrichtig, daß Sie sich für das Beste entscheiden möchten ꝛc.

---

19. Was Ein Mann leisten kann *).

Vor Kurzem erhielt ich Ihr werthes Geschenk, die Memoiren von Thomas Hollis, der wahrlich, wie Sie in Ihrem Briefe von ihm sagen, »der Welt ein guter Bürger und unserm Amerika ein treuer Freund« war. Auch hat Amerika auf das innigste sein Wohlwollen und seine gro-

*) Aus einem Schreiben vom Oktober 1783, an Brand Hollis.

ßen Wohlthaten anerkannt und wird sein Andenken stets ehren. Diese Memoiren liefern einen Beleg zu einer Aeußerung, deren ich mich oft bediente, wenn ich Andere ermunterte, schwierige öffentliche Dienste zu übernehmen, nämlich: daß ein einzelner Mensch zum Erstaunen viel Gutes thun könne, wenn er dies zu seinem eigentlichen Geschäft machen will. Aber nicht weniger befremdend ist es, wie unglaublich wenig von Vielen gethan wird; denn die Frivolität der Beschäftigungen und Vergnügungen der Klasse, die wir Gentlemen nennen, ist so groß, daß jedes Jahrhundert, in jedem Staate Europa's, drei Generationen dieser Herren, jede von tausend Köpfen, gesehen haben mag (und noch dazu Leute von Vermögen), von denen jede Generation in ihrer Lebenszeit nicht so viel Gutes gewirkt hat, als dieser einzige Mann! Und er wirkte nicht allein für sein Volk und seine Zeit, sondern für ferne Länder und späte Zukunft — durch Vervielfältigung und Vertheilung der Werke unserer besten Englischen Schriftsteller, über Gegenstände von der größten Wichtigkeit für das Wohl der Gesellschaft. — Ich kannte ihn persönlich nur wenig; zuweilen traf ich ihn in den gelehrten Gesellschaf-

ten in London; allein er schien meine Bekanntschaft zu scheuen, obgleich er mir oft werthvolle Geschenke zusandte, wie: Hamilton's und Sidney's Werke ꝛc., welche zu den schönsten Zierden meiner Bibliothek gehören. Wären wir uns näher gekommen, so hätten wir vielleicht manches nützliche Unternehmen zusammen ausgeführt; aber er liebte es, das Gute allein und in's Geheim zu thun; — und überdies sehe ich aus diesen Memoiren, daß ich in seinen Augen ein zweideutiger Charakter war. Doch dieses Irrthums wegen schätze ich ihn nicht weniger, und bin den Herausgebern verbunden für die Gerechtigkeit, die sie mir widerfahren lassen.

20. Ueber Dankbarkeit *).

Die Menschen haben nur sehr unvollkommene Begriffe von ihren Pflichten in Betreff der Wohlthaten, der Verbindlichkeiten und der Dankbar-

*) Auszug aus Franklin's Noten in Betreff einer 1781 gepflogenen Unterhandlung mit M. Grenville. Aus Franklin's Mélanges de morale etc. Paris 1826.

keit. Es ist den Meisten so peinlich, sich verpflichtet zu fühlen, daß sie unaufhörlich nach Gründen suchen, um zu beweisen, daß sie gar nicht Schuldner geworden seien, oder das, was sie schuldig waren, reichlich vergolten hätten; und sie selbst lassen sich dann gar leicht durch die gefundenen Gründe von der Wahrheit dessen überreden, was ihren Wünschen entspricht. A. und B. sind sich einander fremd. Dieser fürchtet, jeden Augenblick Schulden halber arretirt zu werden. A. leiht ihm das erforderliche Geld, um seine Freiheit zu sichern. B. ist also A's Schuldner geworden und zahlt nach einiger Zeit das geliehene Geld zurück. Ist er ihm nun nichts mehr schuldig? Die Geldschuld hat er zwar abgetragen, aber die Schuld der Dankbarkeit bleibt ihm; er ist noch immer Schuldner von A., dessen Mitleid ihn aus einer so großen Noth errettete. Wenn B. späterhin den A. in einer Lage sieht, die derjenigen ähnlich ist, aus welcher er selbst durch ihn befreit ward, so kann er die Schuld der Dankbarkeit theilweise abtragen, indem er jetzt ihm das erforderliche Geld leiht. Theilweise, sage ich, nicht ganz, denn als A. das Geld an B. lieh, war keine Wohlthat vorhergegangen, die

ihn dazu verpflichtete. Ich meine daher, wenn A. sich noch einmal in derselben Noth befindet, so ist B. verbunden, ihm, wenn er es kann, denselben Dienst wieder zu leisten.

---

21. Ueber das Duell *).

Zum Erstaunen ist es, daß die mörderische Gewohnheit des Duellirens, welche Sie (in Ihren moralischen und literarischen Dissertationen) mit so vielem Grunde verdammen, noch immer so herrschend (en vogue) ist. Früher waren die Duelle wohl zu entschuldigen, als sie dazu dienten, Prozesse zu entscheiden, weil man glaubte, die Vorsehung werde in jedem einzelnen Falle der Wahrheit und dem Rechte den Sieg verleihen. Jetzt entscheiden sie gar nichts. Einer sagt etwas, ein Anderer erklärt es für eine Lüge. Sie schlagen sich; allein welcher von beiden auch getödtet wird, die Streitfrage bleibt unerledigt. — In dieser Beziehung erzählt man sich hier eine

*) Aus einem Schreiben an Dr. Percival, vom 17. Juli 1784.

artige kleine Anekdote. Ein Herr *) sitzt in einem Kaffeehause, und bittet einen andern Herrn, sich weiter von ihm zu setzen. — »Wie so?« — Weil Sie stinken, mein Herr. — »Das ist eine Beleidigung, Sie sind gefordert.« — Nun, wenn Sie darauf bestehen, nehme ich die Forderung an, aber ich sehe nicht ein, wie das die Sache verbessern soll. Denn tödte ich Sie, so stinken Sie, wo möglich, noch mehr als jetzt, und tödten Sie mich, so stinken wir alle beide.

Wie können so erbärmliche Sünder, als wir sind, so stolz sein, zu wähnen, daß jede Beleidigung unserer eingebildeten Ehre den Tod verdiene? Diese kleinen Fürsten im Reiche ihrer Meinung würden den Herrscher, welcher einem unter ihnen das Todesurtheil spräche, weil er etwas unhöflich von seiner geheiligten Person gesprochen, einen Tyrannen schelten; und doch macht jeder von ihnen sich selbst zum Richter in seiner eigenen Sache, verurtheilt den Beleidiger ohne Jury, und übernimmt selbst das Amt des Scharfrichters.

*) Man sagt, Washington.

22. Parabel über die brüderliche Liebe.

Um jene Zeit war kein Eisenarbeiter im ganzen Lande. Und die Kaufleute aus Arabien zogen mit ihren Kameelen vorüber, beladen mit Gewürzen, Myrrhen, Balsam und Eisenwaaren.

Und Ruben kaufte eine Axt von den Ismaelitischen Kaufleuten und hielt sie sehr werth, denn es war keine in seines Vaters Hause.

Und Simeon sagte zu seinem Bruder Ruben: Leihe mir deine Axt, ich bitte dich darum. Er aber weigerte sich und wollte nicht.

Und Levi sagte gleichfalls zu ihm: Mein Bruder, ich bitte dich, leihe mir deine Axt; aber er schlug es auch diesem ab.

Da kam Juda zu Ruben und bat ihn, und sprach: Siehe, du liebest mich und ich habe dich immer geliebt, verweigere mir nicht den Gebrauch deiner Axt. Aber Ruben wandte sich von ihm und schlug es ihm gleichfalls ab.

Nun geschahe es, daß Ruben Holz fällte am Ufer eines Flusses, und seine Axt fiel hinein und er konnte sie durchaus nicht finden.

Simeon aber und Levi und Juda hat-

ten den Ismaeliten einen Boten nachgeschickt mit Geld, und hatten sich jeder eine Axt gekauft.

Da kam Ruben zu Simeon und sagte: Siehe, ich habe meine Axt verloren und meine Arbeit ist nicht fertig, leihe mir deine Axt, ich bitte dich.

Und Simeon antwortete ihm und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, darum leihe ich dir auch meine nicht.

Da ging er zu Levi und sprach zu ihm: Mein Bruder, du weißt meinen Verlust und meine Noth, ich bitte dich, leihe mir deine Axt.

Aber Levi schalt ihn und sprach: Du wolltest mir deine Axt nicht leihen, als ich dich bat; aber ich will besser sein, als du, und dir die meinige leihen.

Und Ruben grämte und schämte sich über den Vorwurf von seinem Bruder Levi, und wandte sich von ihm und nahm die Axt nicht, sondern ging und suchte seinen Bruder Juda.

Und als er in seine Nähe kam, sah Juda sein Gesicht, wie es bedeckt war mit Gram und Scham; und er kam ihm zuvor und sagte: Mein Bruder, ich weiß deinen Verlust, aber warum grämst du dich deshalb? Siehe, habe ich

nicht eine Art, die uns beiden dienen kann, dir und mir? Nimm sie, ich bitte dich, und gebrauche sie, wie deine eigene.

Da fiel ihm Ruben um den Hals und küßte ihn in Thränen und sprach: Deine Freundlichkeit ist groß, aber deine Güte im Verzeihen ist größer. Du bist wahrlich mein Bruder, und gewiß will ich dich lieben, so lange ich lebe.

Und Juda sagte: Laß uns auch die andern Brüder lieben; siehe, sind wir nicht alle von einem Blut?

Alles dieses sah Joseph und erzählte es seinem Vater Jakob. Und Jakob sagte: Ruben that Unrecht, aber er bereute. Simeon that gleichfalls Unrecht, und Levi war nicht ohne Fehl. Aber Juda's Herz ist fürstlich. Juda hat die Seele eines Königs. Seines Vaters Kinder sollen sich beugen vor ihm, und er soll herrschen über seine Brüder.

23. Ueber Wohlthätigkeit *).

Ihre Lage schmerzt mich. Ich sende Ihnen hier eine Anweisung auf zehn Louisd'or; nicht als Geschenk, nur als Darlehn. Wenn Sie mit einem guten Charakter in Ihr Vaterland zurückkehren, so wird es Ihnen nicht fehlen, bald in irgend ein Geschäft zu kommen, welches Sie in den Stand setzen wird, nach und nach alle Ihre Schulden zu bezahlen. Wenn Ihnen dann ein anderer ehrlicher Mann in ähnlicher Noth begegnet, so müssen Sie mich bezahlt machen, nicht dadurch, daß Sie mir das Geld zurückzahlen, sondern dadurch, daß Sie diesem anderen Manne dieselbe Summe leihen, mit der Verpflichtung, seine Schuld auf eben die Weise einem Dritten abzutragen, sobald er dazu im Stande ist und eine solche Gelegenheit findet. So, hoffe ich, kann dies Geld durch viele Hände gehen, bis ein Bube es erhält, der den ferneren Umlauf hemmt, indem er es für sich behält. Den Witz habe ich mir ausgedacht, um mit wenigem Gelde viel Gu-

*) Aus einem Schreiben an Benjamin Webb, 1784.

tes thun zu können. Ich bin nicht reich genug, um Viel im Wohlthun zu leisten, daher bin ich genöthigt, schlau zu sein und aus Wenigem das Beste zu machen.

24. Ueber Dienst und Verdienst *).

Was die Gefälligkeit betrifft, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, so wünschte ich, Sie hätten mehr Gut davon gehabt. Wenn das wäre, so würde ich keinen andern Dank verlangen, als daß Sie stets eben so bereit wären, irgend einem Anderen zu dienen, der Ihres Beistandes bedürftig wäre, damit die guten Werke und Dienstleistungen im Kreise rund gingen; denn die Menschen sind alle von einer Familie.

Die Dienste, die ich selbst Anderen thue, betrachte ich nicht als Gunsterweisungen, sondern als Schuldentilgung. Auf meinen Reisen und seit meinem Etablissement (als Buchdrucker in Philadelphia) ist mir viel Freundliches von Men-

*) Aus einem Schreiben an Georg Whitefield, vom Juni 1753.

schen widerfahren, denen ich ihre Güte nie werde vergelten können, und unzählige Gnade von Gott, der viel zu erhaben ist, um in unseren Diensten eine Vergeltung zu finden. Jene Gefälligkeiten von Menschen kann ich also nur erwiedern an ihren Mitmenschen, und meine Dankbarkeit für die Gnade Gottes kann ich nur beweisen durch die Bereitwilligkeit, seinen andern Kindern — meinen Brüdern — Hülfe zu leisten. Denn ich glaube nicht, daß Danksagungen und Komplimente, wenn sie auch wöchentlich wiederholt werden, uns entbinden können von unsern wirklichen Verpflichtungen gegen einander, viel weniger von der Verpflichtung gegen unsern Schöpfer.

Sie ersehen aus diesen Bemerkungen über die guten Werke, daß ich weit entfernt bin von dem Wahn, mir den Himmel dadurch zu verdienen. Unter Himmel verstehen wir einen Zustand der Seligkeit, welcher, dem Grade nach, unbegrenzt, der Dauer nach, ewig ist. Ich kann nichts thun, um solchen Lohn zu verdienen. Wer zum Lohn für einen Trunk Wasser, den er einem Durstigen gereicht, ein schönes Landgut erwartete, wäre bescheiden in seinen Ansprüchen in Vergleich mit denen, welche den Himmel zu ver-

dienen wähnen durch das wenige Gute, was sie auf dieser Erde zu thun im Stande sind. Selbst die unvollkommenen Vergnügungen, deren wir uns in dieser Welt erfreuen, fließen mehr aus Gottes Güte, als aus unserm Verdienst; wie viel mehr denn die Seligkeit des Himmels. Was mich betrifft, so bin ich nicht so eitel, zu glauben, daß ich sie verdienen könne, und bin auch nicht so thörig, sie zu erwarten, und nicht so begehrlich, sie zu verlangen. Ich begnüge mich damit, dem Willen und der Verfügung des Gottes mich zu unterwerfen, der mich erschuf, der mich bisher erhielt und segnete, und von dessen väterlicher Güte ich wohl erwarten darf, daß er mich nie elend machen wird, und daß selbst die Leiden, die ich vielleicht hienieden noch erdulden soll, zu meinem Heile dienen werden.

(Schluß des zweiten Theils.)

B S B
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franklin, Benjamin / Franklin, William Temple / Binzer, August Daniel << von>>,

Benjamin Franklin's Leben und Schriften nach der von seinem Enkel, William Temple Franklin, veranstalteten neuen Londoner Original-Ausgabe

Bd.: 2

Kiel 1829

Opp. 585 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604886-3